



Berlin, den 24. November 1900.

## Liberalismus.

Uommens unwirische Absage an das deutsche Bürgerthum hat die Parteien veranlaßt, wieder einmal die Walze mit dem Liede vom Niedergang des Liberalismus in ihre Drehorgeln einzulegen, — oder vielmehr die Walzen; denn seit 1878 haben sie sich drei zurecht gemacht: die Rechte und das Centrum eine auf A. dur, die Linke eine auf Fis-moll gestimmte und die Sozialdemokraten eine auf halb Dur und halb Moll, denn der Bankerott des Liberalismus freut sie zwar sehr, ein strammes Polizeiregiment aber weniger. Da die Bedeutung der Sache weit über das Parteiinteresse hinausreicht, will ich sie beleuchten. Was ich zu sagen habe, sind zwar nur Gemeinplätze für die Denkenden; aber wie viele Leute haben heute im Drang der Geschäfte denn noch Zeit, ruhig und gründlich nachzudenken?

Liberaler Gesinnung ist die Gesinnung des freien Mannes, der gewöhnlich ein wohlhabender und vornehmer Mann ist, denn arme Teufel sind unfrei. Es ist die Gesinnung eines Mannes von weitem Wirkung- und Gesichtskreis und weitem Herzen, der frei ist von einschränkenden Banden und Vorurtheilen, der hohe Ziele verfolgt und große Pläne entwirft, der die relative Berechtigung alles Daseienden anerkennt und Jeden nach seiner Fassung selig werden läßt, der gern und reichlich giebt und beim Geldausgeben nicht ängstlich rechnet, der in sittlichen Dingen kein Splitterrichter ist, Jedem so viel Freiheit gönnt, wie mit dem Wohl des Ganzen verträglich ist, und der ein sehr hohes Maß von Freiheit für verträglich mit dem Staatswohl hält, weil er an die Güte der Menschennatur glaubt und überzeugt ist, Jedermann werde gern aus freien Stücken das Rechte und Vernünftige thun, wenn es ihm nicht durch unvernünftige Einrichtungen zu schwer oder unmöglich gemacht wird. Da für gewöhnlich diese Gesinnung nur von Solchen erworben werden kann, die sich frei bewegen dürfen und denen dadurch ein weiter Gesicht-

freis und ein fröhliches Gemüth gesichert ist, die Armuth aber Beides ausschließt, so ist der Liberalismus eine natürliche Gabe der Aristokratie. Dem Armen wird diese Gabe nur dann zu Theil, wenn es ihm gelingt, sich durch Bildung oder eine sehr reine Religion zum Geistesaristokraten emporzuschwingen. Kleine Leute sind von Natur illiberal, müssen es sein; sie müssen ängstlich rechnen, müssen ängstlich jeden Schritt vom vorgeschriebenen Wege meiden, sind daher voll Neid und Haß gegen Solche, die sich gehen lassen dürfen, begreifen nichts von Dem, was jenseits ihres engen Gesichtskreises liegt, sind daher unduldsam in konfessioneller, politischer und sittlicher Beziehung und lassen keine Größe gelten; und wenn sie, durch Druck gepeinigt, nach Befreiung ringen, so wollen sie die Freiheit nur für sich, nicht auch für Andere. Diese Engherzigkeit charakterisirt auch alle Demokratien, von Athen anzufangen, wo es ein Spießbürger unerträglich fand, daß Aristides der Gerechte genannt wurde, bis auf die Bauern der schweizer Urkantone, die bei der unter freiem Himmel abgehaltenen Tagsatzung dem Landammann sagen: „Du, thu Dei Regedach abe, wir han au leis!“ und die Bauern am Züricher See, die die beiden jungen Stolberg tot schlagen wollten, weil sie so schamlos waren, am hellen Tage zu baden und die Pracht ihrer Glieder im Sonnenlicht leuchten zu lassen. Demokratien sind zünftlerisch und puritanisch, so lange sie nicht in Anarchie ausarten.

Damit ist schon gesagt, daß der Gesinnungsliberalismus keineswegs mit dem politischen Liberalismus zusammenfällt. Aber dieser ist eine Nothwendigkeit für den Staat und der liberale Aristokrat daher der berufene Führer der Parteien, die, nicht aus liberaler Gesinnung, sondern aus Klasseninteresse oder durch Noth gezwungen, die Freiheit auf ihre Fahne schreiben. Ein Staat, der unumschränkte Freiheit gewährte, wäre eine *contradictio in adjecto*, denn der Staat ist nichts Anderes als die Regelung des zum geordneten Zusammenleben einer großen Menschenmasse unentbehrlichen Zwanges; die Anarchisten, die Freiheit und nichts als Freiheit wollen, erstreben daher konsequenter Weise die Abschaffung des Staates. Aber ein gewisses Maß von Freiheit braucht der Staat selbst zu seinem Bestande, da er auf der Thätigkeit seiner Bürger beruht, diese aber mit gebundenen Händen und Füßen und vernagelten Gehirnen nichts schaffen können. Das Gesellschaftsleben gleicht dem organischen Prozeß, der den Pflanzen- und den Thierkörper aufbaut und erhält; es besteht in dem unaufhörlichen Wechsel von Bindungen und Lösungen; seine Gesundheit hängt vom Gleichgewicht der Bindungen und Lösungen ab; überwiegen jene, so tritt der Tod durch Verkalkung ein, überwiegen diese, so löst sich eben der Gesellschaftskörper auf. Deshalb kann von weltgeschichtlichem Fortschritt der Freiheit keine Rede sein. In jedem Zeitalter besteht für jeden Staat — ich spreche nur von den Staaten unseres

Kulturkreises, nicht von den asiatischen und den Negersstaaten — die Nothwendigkeit, das Gleichgewicht zwischen seinen centripetalen und seinen centrifugalen Elementen anzustreben, und die Frage des praktischen Politikers lautet niemals: Freiheit oder Knechtschaft? sondern immer: welche Form und welcher Grad von Bindung und welches Maß von Freiheit sind im Augenblick bei uns angezeigt? Und so sehen wir denn auch in der Weltgeschichte keinen Fortschritt, weder zur Freiheit noch zur Unfreiheit, sondern einen beständigen Wechsel. In Homers Zeit ist die Sklaverei milder als in der Zeit nach Ulysses. Die freien Germanenbauern werden in der ersten Hälfte des Mittelalters in Hörigkeit hinabgedrückt, in der zweiten befreit; und das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert bringen ihnen dann wieder eine Hörigkeit zurück, die in einzelnen Landschaften in wirkliche Sklaverei „nach römischem Recht“ ausartet. Eine Sklaverei wie die der englischen Fabrik- und Grubenkinder in den drei ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhundert und die der heutigen sizilianischen Carusi und der römischen Campagnaarbeiter hat die Welt überhaupt noch nicht gesehen. Die gepriesene Freiheit Nordamerikas schwindet in dem Maße, wie die Bevölkerung wächst und die dichter zusammengedrängten Menschen einander öfter auf die Beine treten, und schon vermünschen die Cubaner und die Philippinos ihre Befreier; vielleicht erleben wirs noch, daß sie ihre spanischen Ausbeuter zurückrufen. Und um das Ende an den Anfang zu knüpfen: welcher russische, italienische, irische Kleinbauer möchte nicht mit dem Sklaven des Odysseus, dem Sauhirten Eumaios tauschen, den Homer mit dem Beiworte „göttlich“ schmückt? Erscheint er nicht wirklich als ein Gott an Freiheit, Würde und Wohlstand im Vergleich mit den genannten elenden Wesen? Was aber die politische Freiheit anlangt, so genügt es, daran zu erinnern, daß das romanische und germanische Europa vor Ludwig dem Elften von Frankreich keinen absoluten Monarchen gesehen, daß Deutschland 1848 mehr politische Freiheit als 1850 und von 1866 bis 1878 mehr als nach 1878 genossen hat.

Der Gesinnungliberale nun, er mag von Geburt oder durch seine Bildung Aristokrat sein, ist also berufen, seinen Volksgenossen so viel Freiheit zu verschaffen und zu sichern, wie sie selbst und der Staat vertragen können, und er wird es nicht allein um des Staates willen thun, sondern zugleich aus Menschenfreundlichkeit und im Interesse der wahren Kultur; er wird also darauf bedacht sein, jedes unnütze Joch den Gedrückten vom Nacken zu nehmen, den schmerzlichen Druck jedes unentbehrlichen nach Möglichkeit zu mildern und durch Lösung entbehrlicher Fesseln wie durch Veredelung der Herrschaft- und Abhängigkeit-Verhältnisse echt menschliches Leben bis in die untersten Schichten zu verbreiten. Er kann als Parteiführer, als Volksvertreter, als Verwaltungsbeamter, als Inhaber von Ehrenämtern der Selbst-

verwaltung, als Lehrer, als Publizist Solches wirken. Dabei muß er sich aber davor hüten, die Natur der Parteien, Stände, Klassen, Konfessionen zu verkennen und eine von ihnen für die geborene Trägerin des Freiheitsgedankens zu halten. Keine vertritt die Freiheit um der Freiheit oder um aller Menschen willen, jede strebt nur nach Freiheit für sich, so lange sie gedrückt ist, und verwandelt sich nach erlangtem Siege in eine Unterdrückerin. Das bekannteste und augenfälligste Beispiel ist die moderne Bourgeoisie; sie aber hat wiederum allen Grund, zu fürchten, daß, wenn die Lohnarbeiter, was freilich undenkbar ist, in den Alleinbesitz der Macht gelangen sollten, es ihr gar übel ergehen würde. Auch von den Konfessionen ist keine liberal, aber auch keine servil oder despotisch an sich. Das Alte wie das Neue Testament enthält Stellen, auf die sich die Liberalen, und andere, auf die sich die Verehrer der Autorität berufen können. Jede der drei großen Konfessionen ist dort, wo sie sich in der Mindertheit befindet und unterdrückt wird, Vorkämpferin der Freiheit, und Despotin, wo sie sich der Alleinherrschaft erfreut; der historische Beweis dafür würde sehr lang ausfallen und hat daher hier nicht Platz. Den Katholizismus hat bei uns das letzte Mal der Kulturkampf gezwungen, die Rolle des Freiheitskämpfers zu übernehmen und auch auf die Seite der Arbeiter zu treten. Jetzt, wo das Centrum Regierungspartei geworden ist, fallen die preussischen Bischöfe mit ihrem Hirtenbrief als Bundesgenossen der Bureaucratie und des Unternehmertumes den organisierten Arbeitern in den Rücken. Uebrigens ist die weitverbreitete Meinung, daß der Katholizismus von Haus aus ein Feind und der Protestantismus ein Freund der Freiheit sei, grundfalsch; im Gegentheil enthält die alte Kirche schon in Folge der Universalität ihrer Lehre und Verbreitung weit mehr liberale Elemente als Luthertum und Calvinismus, die, in engen Verhältnissen entstanden und auf kleine Kreise zugeschnitten, schon durch die Anklammerung an je ein einzelnes Dogma Herz und Sinn verengern. Wenn der Protestantismus in den letzten Jahrhunderten befreiend gewirkt hat, so ist Das nicht dem lutherischen oder gar calvinischen Dogma zu danken, sondern dem Umstande, daß die Kirchenspaltung das allumfassende geistliche Reich gesprengt, die kirchliche Autorität zersplittert und dadurch geschwächt und die Theilautoritäten in Zwiespalt mit einander verwickelt hat. Deshalb bilden gerade die kleinen Sekten, deren viele sich durch ihre Bornirtheit lächerlich und unausstehlich machen, eine befreiende Macht, weil sie nie und nirgends zur Herrschaft gelangen, überall und immer ihr Dasein gegen irgend eine herrschende Macht zu vertheidigen haben. Und darin liegt nun überhaupt das Wesen des Freiheitskampfes, das die liberalen Führer durchschauen müssen, wenn sie sich nicht um den Erfolg bringen wollen; adoptiren sie die Sache einer bestimmten Partei, Klasse, Konfession oder eines bestimmten Berufs-

landes, so ist es um die Sache der Freiheit geschehen; ihre Sorge muß sein, eine Vielheit von Parteien herzustellen, die einander in Schach halten und deren keine zur Allein Herrschaft gelangt, und sie müssen jedesmal die unterdrückten oder gefährdeten Minderheiten beschützen und vertheidigen, gleichviel, ob es Handwerker oder Lohnarbeiter, Bauern oder adelige Gutsbesitzer, Kaufleute oder Gelehrte und Publizisten, Deutsche, Polen oder Dänen, Protestanten oder Katholiken sind; schrieb ich vor hundert Jahren, so würde ich hinzusetzen: oder Juden. Das ist aber heute, wenigstens bei uns in Deutschland, nicht mehr nothwendig, denn so viel auch auf sie geschimpft werden mag, sind sie doch zu mächtig, als daß ihnen auch nur ein Haar gekrümmt werden könnte.

Die moderne Entwicklung ist nun der Freiheit ungünstig, weil sie die Autorität mit technischen Hilfsmitteln ausrüstet, die den Individuen nicht im selben Maße zu Gebot stehen, ferner, weil die alle Zeit- und Raum-entfernungen aufhebende Technik die Kleinstaaten vernichtet und den Herrschern der Großstaaten ununterbrochenen und unmittelbaren Verkehr mit einander ermöglicht und weil die politischen Verhältnisse des europäischen Continents den Militarismus, den die heutige Technik möglich macht, in stetig steigender Vollkommenheit verwirklicht, bei ganz militärisch-bureaucratischer Einrichtung des ganzen Staates aber die allbeherrschende Disziplin die Freiheit der Einzelnen verschlingt. Im Mittelalter reichte die Macht des Regenten so weit wie seine Schwertspitze und die der Getreuen unter seinen Vasallen, die gewöhnlich die Minderheit bildeten; heute stellt ein Druck auf den berliner Telegraphenknoß im Ru zwei Millionen Soldaten auf die Beine, die ihren Vorgesetzten blind gehorchen und bereit sind, von Memel bis Konstantin Alles zu Drei zu schießen, was sich dem Allerhöchsten Willen widersetzt. Sogar noch zur Zeit des Absolutismus konnte man seinem Angehörigen die größten Grobheiten und Maliceen sagen, wenn man sich über die meistens nur ein paar Meilen entfernte Grenze bemühte, da es der dort regierenden Durchlaucht gewöhnlich Vergnügen bereitete, wenn der Herr Nachbar gärgert wurde. Heute genügt der Aerger des Großmächtigen in Petersburg oder seines Polizeichefs, um den Arm des berliner Schutzmannes zu krümmen und den nihilistischen oder sonst gottlosen Zeitungschreiber im Dunkel eines Gefängnisses verschwinden zu lassen.

Abgesehen von Scandinavien, das zu ohnmächtig ist, um auf den Gang der Dinge Einfluß zu üben, hat bis jetzt nur England dieser Entwicklung einigermaßen Widerstand zu leisten vermocht. Und hier hat auch die Aristokratie ihren Beruf so ziemlich erfüllt. Im Großen und Ganzen ist sie immer, auch in ihrer Lorchhälfte, liberal gewesen. Zwar hat sie sich am Volke durch den großen Landraub schwer veründigt, aber selten hat sie zu unmittelbarer Ausbeutung und Unterdrückung der unteren Klassen die Hand geboten. (Der

unteren Klassen des eigenen Volkes; in dem eroberten Irland, in Ostindien und den übrigen Kolonien macht sie von ihrem Liberalismus keinen Gebrauch.) Die Ausbeutung der Landarbeiter überläßt sie ihren Pächtern, die industriellen Sklavenhalter und Menschenhändler aber sind reich gewordene Kleinmeister und Lohnarbeiter, Leute von plebejischer Abstammung und Besinnung gewesen. Die Bekämpfung der Fabrikgräuuel ist von den aristokratischen Kreisen ausgegangen; und wie wahrhaft brüderlich die Lords heute mit den Arbeitern verkehren, kann man in dem kürzlich erschienenen ausgezeichneten Buche des sächsischen Legationrathes Hans von Rostig „Das Aufsteigen des Arbeiterstandes in England“ lesen. Auch in konfessioneller und in sittlicher Beziehung ist der englische Hochadel liberal. Die englische Hochkirche, seine Kirche, ist lax in der Lehre; sich für Dogmen zu begeistern und Andere zu verletzern: Das überläßt sie den Sekten, deren Mitglieder meist kleine Leute sind. Adam Smith beantwortet in dem Kapitel „Ausgaben für Erziehung und Unterricht“ die Frage, woher es komme — die Thatsache setzt er als notorisch und unbezweifelst voraus —, daß die Bornehmen einer laxen, die kleinen Leute einer strengen Moral huldigen. Das sei, meint er, ganz natürlich, denn der kleine Mann könne durch eine einzige Semmelwoche seine ganze Existenz ruiniren, während es die des reichen Mannes nicht gefährde, wenn er mäßig geht und Genüssen huldige, die nicht zu den tugendhaften gerechnet werden. Deshalb komme der kleine Mann durch Lübertlichkeit bei seinen Standesgenossen in Verthuf, der Lord dagegen nicht, wenn er nicht gar zu bunt treibe und einigermaßen den äußeren Anstand wahre. Und da die unteren Stände durch ihre Neigung zum Rigorismus leicht die Beute fanatischer Sekten werden, die den gemeinen Mann mit ihrem Heiligenschein anziehen, so giebt Smith der Regierung den Rath, dem Volke durch die Verbreitung philosophischer Bildung und durch die Veranstaltung von Lustbarkeiten die Auckerei auszutreiben. Abgesehen von der Entstehung eines dritten Elementes, des Lumpenproletariats, ist es in England so geblieben: noch heute huldigen die kleinen Leute, die Geschäftsleute und die organisirten Arbeiter, der strengen, die Bornehmen, freilich, so weit es geht, unter dem durchsichtigen Schleier des Cant, der lockeren Moral.

In Deutschland hat es ja nicht ganz an liberalen Aristokraten gefehlt; Stein, Schön, die Humboldt sind bekannte Namen. Aber im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts hat der Druck des spezifischen Preußenthums die liberalen Ideen und Empfindungen in den Herzen der Adelsigen erstikt. Da sie nicht, wie in England, als Volksvertreter und als Organe der Selbstverwaltung, sondern als Spigen der Bureaucratie und des stehenden Heeres Ansehen und Macht erlangten (der Konstitutionalismus, die Kreis- und Provinzialordnung sind zu spät gekommen, um den Prozeß aufzuhalten, und

haben die ältere Art der Einflußgewinnung neben der jüngeren bestehen lassen), so fühlt sich der Adelige bei uns als Autorität dem Bürgerlichen gegenüber und als sein geborener Vorgesetzter. Ist er wohlwollend, so will er den Kermeren Wohlfahrteinrichtungen aufdrängen, nicht sie diese erklämpfen und nach eigenem Geschmack gestalten und selbst verwalten lassen; Selbsthilfe sieht er für Insubordination und Rebellion an und behandelt sie als solche. So ist es gekommen, daß, als bei uns eine soziale Frage entstand, Viktor Aimé Huber tauben Ohren predigte und weder einen Shaftesbury noch einen Rosebery erweckte. Peitsche und Zuckerbrot mögen geeignete Erziehungsmittel sein bei einer Neger-, Indianer-, vielleicht auch noch bei einer Slavenbevölkerung; bei Germanen, die gar nicht zugeben, daß sie in anderem Sinn als auch ihre vorgeblichen Erzieher der Erziehung bedürfen, sind sie es nicht. Und Bismarcks großes Werk, die Arbeiterversicherung, konnte schon deshalb nicht versöhnend wirken, weil sie unbedingte Nothwendigkeit war, wenn man das Reich nicht mit ein paar Millionen vagabondirender Bettler überschwemmen lassen wollte, was natürlich dem Verdienst Bismarcks, diese Nothwendigkeit zuerst erkannt und den großartigen Abhilfeplan entworfen zu haben, keinen Eintrag thut; Aufgabe der liberalen Arbeiterfreunde ist es, den berechtigten Wünschen der Arbeiter in solchen Stücken entgegenzukommen, in denen nicht ein unmittelbares Staatsbedürfnis den Weg vorzeichnet. Dazu kam noch die enge Verbindung des altpreussischen Adels mit einer Pastorenschaft, die zwar weit achtbarer als die Pfründner der englischen Hochkirche, aber auch weit engherziger in dogmatischer und ethischer Beziehung ist; endlich der überwiegende Einfluß des Hofes, der seit den Tagen Friedrich Wilhelms des Dritten bemüht war, dem Volk das Beispiel schlicht bürgerlicher Ehrbarkeit zu geben, und so das natürliche Verhältnis umkehrte, indem er die adeligen Junker zwang, sich in der Rolle von nicht bloß militärischen Erziehern der Bauernburschen und von Tugendvorbildern für Bürgermädels lächerlich und als Träger eines kleinlich veratorischen Polizeiregimentes bei der Masse des Volkes verhasst zu machen. Das Schlimmste aber ist, daß es die von Mitgliedern des alten Adels geleitete Bureaukratie niemals zu aufrichtig konstitutioneller Gesinnung gebracht, sondern, unter der bekannten Voraussetzung: „Und der König absolut, wenn er unsern Willen thut“, am absoluten Regiment festhaltend und begünstigt durch Umstände und Ereignisse, auf deren Darlegung hier nicht eingegangen werden kann, den Absolutismus thatsächlich wieder hergestellt hat. Unter den begünstigenden Umständen sollen nur ganz kurz die Größe und Volkszahl unseres Reiches und die Komplizirtheit des modernen Lebens erwähnt werden. Beide zusammen bewirken in allen Großstaaten, daß es auch wohlunterrichteten und verständigen Abgeordneten schwer fällt, die politischen Verhältnisse zu überblicken und zu durchschauen, und daß der

Parlamentarismus nur noch in England, in den skandinavischen Staaten und in Deutschland seinen Anspruch auf Achtung mühsam zu behaupten vermag, während er in den übrigen Staaten zum würdelosen Possenspiel herabgesunken ist. Gemildert wird das Uebel in den germanischen Ländern durch das hohe Maß von Selbstverwaltung, dessen sich die kleineren Bezirke, Provinzen, Kreise, Gemeinden, erfreuen und das die wichtigsten Lebensinteressen vor dem Schicksal bewahrt, in die Schwankungen des oft steuerlosen Staatsschiffes hineingezogen zu werden, weshalb, nebenbei gesagt, die Minister sehr thöricht handeln, wenn sie in die Städte hineinregiren und durch Nichtbefähigung politisch mißliebiger Selbstverwaltungsbeamten der französischen Präfectenwirthschaft zusteuern, die die Volkskraft politisch lähmt und die Staatspyramide der Gefahr des Umsturzes und der Zertrümmerung aussetzt. Wenn aber die Größe und Verwickelung unserer Verhältnisse dem Parlamentarier das richtige Urtheil über politische Angelegenheiten schwer machen, so folgt daraus natürlich nicht, daß ein solches den Geheimräthen und Ministern oder gar den Monarchen leichter fiele; und wenn die mit der Bureaucratie verbündete Justiz unter dem Beifall einer byzantinischen Clique, deren Entstehung hier nicht erzählt werden kann, und unter Konnivenz einer eingeschüchterten oder durch Interessengegensätze gelähmten Volksvertretung den Absolutismus durchzusetzen sucht, indem sie die Kritiker der Regierungspolitik durch Verurtheilungen mundtot macht, so setzt sie den Staat und in noch höherem Grade den Monarchen der furchtbarsten aller Gefahren aus. Das Wort Goethes, daß Regiren eine Kunst wie jede andere Kunst sei und daß, wer sie nicht gelernt habe, die Hände davon lassen solle, halte auch ich in Ehren und würde es für lächerliche Anmaßung halten, mich in die Verhandlungen der Diplomaten über eine Grenzregulirung oder in eine landrätliche Wegebausache einzumischen. Aber um etwa die Frage beantworten zu können, ob wir Deutschen in China „vitale“ Interessen zu verteidigen haben und welche Ausichten ein von Berlin aus zur Bestrafung der Frau Tse-Si unternommener Feldzug hat, brauche ich nicht die Regierungskunst, sondern nur die Handelsstatistik und ein Bißchen Geographie und Geschichte studirt zu haben. Und es giebt wenige Personen, denen ein Urtheil über solche Dinge so schwer gemacht würde wie den heutigen Monarchen, schwer gemacht — um von einem Duzend anderer Hindernisse zu schweigen — schon durch den Umstand, daß ihnen ihre militärischen und Repräsentationspflichten sehr selten Zeit zu ruhigem Nachdenken lassen. Daher gehört auch im absoluten Staat das Vertrauen aller Verständigen niemals der Person des Monarchen, sondern den Personen solcher Minister, die sich durch ihre Erfolge Vertrauen verdient haben, der Person des Monarchen nur insofern, als man ihm Verstand und Rechtschaffenheit genug zutraut, für jedes Fach den geeignetsten Leiter her-

auszufinden und anzustellen. Natürlich haben auch die Minister niemals alle im Lande vorhandene Weisheit allein gekostet; Sache aller Verständigen, Unterrichteten und Denkenden ist es, über öffentliche Angelegenheiten ihr Urtheil abzugeben und die Vorschläge oder Entschlüsse der Minister zu kritisiren. Oft genug sind diese Herren es, die den nothwendigsten Maßregeln am Längsten widerstreben. Als List, der vogabondirende Berbersohn, mit seiner Handelspolitik hervortrat, gab es unter allen deutschen Staatsmännern nur einen, der ihn beinahe verstand. Das war der badische Finanzrath Rebenius. Und als List die Eisenbahnpolitik predigte, die heute jedem für eine Sekundärbahn agitirenden Rübenbauer geläufig ist, verstand ihn im ganzen deutschen Vaterlande nicht ein Einziger. Erst nach mehrjähriger unermüdlicher Aufklärungsarbeit drang das Verständniß so weit durch, daß ihn ein regirender Fürst, der Großherzog von Weimar, und ein Staatsmann von Profession, Kossuth, als den Mann beglückwünschten, der die Völker und die Regierungen über ihre eigenen Interessen aufkläre. Unter den Monarchen von größeren Staaten — absoluter Musterregent in einem Städtchen von 500 000 Einwohnern zu sein, ist keine übermenschliche Kunst — giebt es nur einen, den der Erfolg berechtigt hat, von seinen Untertanen zu fordern, daß sie von ihm das Richtige erwarteten, auch wenn sich keine Rathgeber von überragender Weisheit für ihn verbürgten: Friedrich den Großen, und dessen Staat hatte sechs Millionen Einwohner und war frei von modernen Komplikationen. Wenn nun unser jetziger Kaiser den Schutz verschmäht, den ihm die Verfassung durch Abwälzung der Verantwortung auf die Minister gewährt, einen Schutz, für den schon so mancher Monarch Gott im Himmel auf den Knien gedankt haben mag, wenn er als sein eigener Kanzler vor die Oeffentlichkeit tritt, so liegt den Volkvertretern und den Publizisten die heilige Pflicht ob, seine Worte und Handlungen öffentlich zu kritisiren. Schon vor Jahren hätte bei uns weit nachdrücklicher, als es geschehen ist, gesagt werden müssen, daß der leitende Staatsmann, selbst wenn er nicht Monarch, sondern nur Minister ist, die Autorität der Regierung in Gefahr bringt, wenn er sich durch sein Temperament hinreißen läßt, und daß vollends ein Monarch nur dann öffentlich sagen sollte: Dies oder Das geschieht, wenn er alle Mittel, seinen Willen durchzusetzen, in der Hand hat und absolut gewiß ist, daß morgen geschehen wird, was er heute angekündet hat. Und im Sommer 1900, wo der Reichstag nicht versammelt war, lag den Publizisten allein die Pflicht ob, die schweren Bedenken öffentlich vorzutragen, die sich gegen die kaiserliche China-Politik erhoben. Wenn nun die Justiz diese Kritik gewaltsam zu verhindern sucht, so stürzt sie das Vaterland und den Monarchen in die furchtbarste Gefahr. Sie vereitelt die Bemühungen, die darauf abzielen, eine Umkehr bei Zeiten, ehe es zu spät ist, ohne zu großen Schaden und zu arge Unehre

zu ermöglichen. Man möge doch einmal die Witzblätter mustern und bedenken, daß alle auf den Grafen Waldersee gerichteten Spottpfeile nicht ihn allein treffen, möge sich daran erinnern, daß Kaiser Wilhelm I., der konstitutionell regirt und seine Person der Kritik niemals ausgesetzt hat, auch von seinen ärgsten Feinden niemals verspottet worden ist, und man möge sich fragen, was werden soll, wenn unsere auswärtige Politik eine große Niederlage erleide und Niemand dafür verantwortlich zu machen wäre als der Monarch allein. Wenn jemals das junge Reich in die Gefahr gebracht werden könnte, umzustürzen, so geschähe es durch solche Versuche, einen Absolutismus zu etabliren, der gefährlicher wäre als der russische, weil auch in Rußland stets die Minister die Person des Kaisers bedenkten. Die armen Schelme von Anarchisten mit ihren wilden Reden stürzen den Staat nicht um; sie können wohl einen Schwachkopf zu einem Verbrecher fanatisiren, aber den Staatsbau erschüttern ein solches nicht: es befestigt ihn vielmehr. Ueberhaupt liegt heute die Gefahr nicht in einer möglichen Revolution, sondern darin, daß keine mehr möglich ist und daß es die Staatsmänner nicht mehr für nöthig finden, sich durch die Furcht vor einer gewaltthätigen Erhebung von falschen oder unpopulären Maßregeln zurückhalten zu lassen; hat doch ein preussischer Kriegsminister, der General Bronsart von Schellendorff, ganz richtig gesagt, zur Unterdrückung eines Straßenaufruhrs bedürfe es heutzutage gar keines Militärs mehr, dazu genüge die Feuerspritze. Konfuzius — da wir nun schon einmal China so nah gerückt sind — hat auf die Frage eines Fürsten, ob ein Wort einen Staat zu Grunde richten könne, geantwortet, im Allgemeinen wohl nicht, aber wenn der Regent ein verderbliches Wort spreche und sich ihm Niemand widersetze, so könne ein solches Wort vielleicht eine so große Wirkung ausüben; daher sei es Pflicht der Diener des Regenten, ihm vorkommenden Falles zu widersprechen. Vielleicht ist dieses das einzige wirklich weise Wort des chinesischen Weisen und gerade dieses haben sich die Chinesen zu beobachten sorgfältig gehütet; in Europa aber sind wadere Männer seiner Wahrheit und ihrer Pflicht zu allen Zeiten eingedenk gewesen. Und man sage doch nicht: die Kritik wird ja nicht verboten, sondern nur ihre unangemessene Form! Die Angemessenheit der Form ist subjektive Geschmacksache und geht die Richter nichts an; objektive, durch Jahrtausende lange Erfahrung festgestellte Thatfache aber ist, daß man mit den Großen deutlich und kräftig reden muß, wenn sie hören sollen; mit sogenannter Bornehmheit der Sprache und geheimrätzlich devoter Verkläufelung richtet man nichts aus.

Und Das ist nun die Hauptursache des Mißerfolges der Geistesaristokraten, an denen die Reihe war, nachdem die Aristokratie der Geburt den Liberalismus im Stich gelassen hatte, daß sie meistens Professoren und als Solche durch die Luft der benachbarten Geheimrathsphäre für jeden Be-

freiungskampf verborben waren. Kräftige Worte wie die Carlyles und Kingsleys hat man in Deutschland fast nur von Sozialdemokraten vernommen und Toynbees sind aus unseren Universitätskreisen nicht hervorgegangen. Und weil die kräftige, entschiedene Führung der Intellektuellen fehlte, hat sich die Aktion der liberalen Gruppen darauf beschränkt, daß eine jede ihr eigenes Bischen Freiheit verteidigte und bei Gelegenheit ihren Animositäten durch Unduldsamkeit gegen andere Parteien Luft machte. Keine Spur von Beobachtung des Grundgebots liberaler Politik: Nimm Dich energisch aller Unterdrückten an! Jubelnd und mit Hupp Hupp Hurra haben die liberalen Größen den Kulturkampf inszenirt und damit dem Liberalismus das Grab gegraben, denn sie haben Gesetze gemacht, die die religiöse Freiheit eines reichlichen Drittels der preussischen Staatsbürger aufhoben, und haben gebilligt, daß Geistliche und Redakteure bloß wegen Aussprache ihrer Ueberzeugung und wegen einfacher Pflichterfüllung bestraft wurden. Ich habe, damals selbst exkommuniziert (meine Exkommunikation fand ich vollkommen in der Ordnung), gegen den Unsinn zu schreiben versucht, aber keine Redaktion hat meine Zusendungen aufgenommen. Gegen das Sozialistengesetz haben sie sich ein Wenig gesträubt, aber es sich schließlich gefallen lassen. Bei der Zwangsgermanisirung der Polen hat der rechte Flügel der Liberalen sogar die Führung übernommen. Das in seinem Heimathlande längst begrabene Manchesterthum, die unumschränkte Freiheit der Unternehmer, die Armen auszubeuten, wird bei uns von Eugen Richter heute noch hartnäckig verteidigt. Wo sollen da die ärmeren Volksklassen und die Minderheiten, die als Unterdrückte und darum nach Befreiung Strebende das Material für die Gründung und Vergrößerung liberaler Parteien stellen, das Vertrauen zu diesen Parteien hernehmen? Selbst in dem Kampf gegen Uebergriffe der Polizei und der Strafjustiz haben die Liberalen ihre Pflicht oft versäumt, wenn Die, denen Unrecht geschah, politische Gegner waren und nicht zum Klängel gehörten.

Je schlechter der Liberalismus seine eigentlichen Pflichten erfüllte, desto eifriger regte er sich auf Gebieten, die ihn wenig oder nichts angingen. Er nahm entschieden für die Handelsfreiheit Partei. Nun ist ja allerdings ein Grenzollamt kein erfreulicher Gegenstand für ein liberales Herz und ich selbst habe jedesmal geschimpft — natürlich nur inwendig —, wenn mir der Grüne mein Köfferchen durchwühlte. Aber da wir nun einmal in der schlechten Welt der Zollgrenzen leben, die „liberalen“ Republiken am Tollsten dem Hochschutzzoll huldigen, England es damit bis in die Mitte unseres Jahrhunderts am Aergsten getrieben hat und an die Aufhebung der Zölle nicht eher zu denken ist, als bis die Weltrepublik fertig sein wird, so bleiben bis dahin die Zollfragen rein technische Fragen und haben mit Liberalismus oder Servilismus rein nichts zu schaffen. Nebenbei bemerkt, sind bekanntlich die

preussischen Junker, auf die blind loszuschlagen für ein Kennzeichen liberaler Gesinnung gilt, bis vor 1875 fanatische Freihändler gewesen, während die „liberalen“ Fabrikanten Zollschutz begeherten. Man kann also die Getreidezölle zwar als unzumuthlich oder schädlich, aber nicht als illiberal bekämpfen.

Das zweite und hauptsächlichste Gebiet, auf dem sich die Ritter des Pseudoliberalismus die Sporen verdient haben, ist das der Religion und des Unterrichtes; der Kampf besteht im Schimpfen auf die Pfaffen, Mucker und Finsterlinge, besonders auf die katholischen. Um diese Art Kampf zu charakterisiren, will ich nur an den einzigen großen Moment erinnern, den der preussische Liberalismus in den letzten zwanzig Jahren erlebt hat, den siegreichen Feldzug gegen den Schulgesetzentwurf des Grafen Zedlitz. Die große Kanone mit der die Helden schossen, hieß: frederizianische Traditionen. Die frederizianischen Traditionen bestehen nun darin, daß Friedrich der Große durch das General-Land-Schulreglement von 1763 und durch das Reglement für die Katholischen in Schlesiens und der Grafschaft Glatz von 1765 nicht bloß den Religionunterricht, sondern das ganze Volksschulwesen der Weislichkeit beider Konfessionen ausgeliefert hat, daß die Weislichkeit vergebliche Anstrengungen machte, um die Schädigung der Dorfschulen durch die vom König 1779 befohlene Anstellung von Militärinvaliden abzuwehren, und daß der große König sehr unangenehm wurde, wenn sich ein Literat vermaß, die in Sanssouci gepflegte Aufklärung ins Volk zu tragen. Ferner wußten Zedlitzenß Gegner ganz genau, daß sein Entwurf der Hauptsache nach nur die Kodifizirung des bestehenden Zustandes war und daß es keines Gesetzes bedurfte, um den Volksschulen den konfessionellen Charakter aufzuprägen. Was nur immer geschehen kann, der Jugend eine Religiosität einzubläuen, die so wenig nach meinem Geschmack ist wie nach dem unserer Liberalen, Das ist seitdem auf dem Verwaltungwege reichlich besorgt worden; und daß es geschehen würde, haben die Organisatoren der Bewegung ganz genau gewußt. Es handelte sich für sie also gar nicht um die Sache, sondern man wollte nur bei dieser Gelegenheit durch das in gewissen Kreisen populäre Geschrei: Gegen Junker und Pfaffen! die „große liberale Partei“ schaffen, was nicht gelingen konnte, weil eine schwächliche, unklare und vielfach noch dazu unechte liberale Gesinnung viel zu schwach ist, als daß sie dem Interessengegensatz zwischen Industriellen und Händlern, zwischen Groß- und Kleinhändlern, zwischen Gewerblenten und Landwirthen überwinden könnte. Ein Bißchen war es den Herren freilich auch um die Sache zu thun; aber Das ist nun gerade der dunkelste Punkt der ganzen Angelegenheit, den einer der Agitatoren, wenn ich mich recht erinnere, Herr Ridert, in einer zu Breslau gehaltenen Rede verrathen hat. Der Entwurf enthielt eine Bestimmung über die Errichtung von Privatschulen, die die Härten unseres Schul- und Gewissens-

zwanges zu mildern geeignet war, und gerade gegen diese Bestimmung wandte sich besagter Redner, weil die Freiheit, die sie gewähre, auch den Katholiken nützen werde. Also ein im Entwurf stehendes winziges liberales Keimchen war es, was die liberalen Herren gegen ihn aufbrachte! Am Liebsten würden diese Herren den Unterricht in der Religion haredels obligatorisch machen. Da Das nicht zu erreichen ist, wollen sie die Schule wenigstens dazu benutzen, den katholischen Religionunterricht möglichst zu erschweren und die katholische Bevölkerung allmählich zu protestantisieren. Die Katholiken wollen aber katholisch bleiben; und die Absicht, ihnen die Erziehung ihrer Kinder in ihrer Religion zu erschweren, ist ein Eingriff in ihre Freiheit, also illiberal, denn der Liberalismus fordert, daß man Jeden nach seiner Fassion selig werden lasse, weshalb ich es ja auch mißbillige, daß man den Chinesen das Christenthum aufdrängt. Zum Beweise dafür, daß ich ein Recht habe, mich den Pseudoliberalen gegenüber zu stellen, erzähle ich einen Fall aus meiner Praxis. Als ich noch strenggläubiger Katholik war, wurde mir einmal von Primanern, die meine Religionstunden besuchten, berichtet, ihr Mitschüler L. glaube nicht an die katholischen Dogmen. Ich nahm den jungen Mann vor und er erzählte mir nun, er habe als Kind seinen katholischen Vater verloren, sei nach dem Gesetz in die katholische Religionskunde geschickt worden, habe aber die protestantischen Anschauungen der Familie seiner Mutter, in der er aufgewachsen sei, in sich aufgenommen. Ich sagte ihm, er thue Unrecht, mit seiner protestantischen Ueberzeugung katholisch zu bleiben, er solle sein äußeres Bekenntniß mit seiner Ueberzeugung in Uebereinstimmung bringen und zur evangelischen Kirche übertreten. Daß er meinen Rath nicht befolgte, war nicht meine Schuld. Und daneben ein anderes Bild! In der Oberklasse der Volksschule hatte ich einen Knaben, dessen verstorbener Vater evangelisch gewesen war; der Junge wollte aber durchaus unsere Schule besuchen und wurde nun eine Zeit lang jeden Morgen vom Polizisten herausgeholt und in die evangelische Schule geschleppt. Gegen solchen Zwang ankämpfen, ist liberal und den Geistlichen überall da auf die Finger klopfen, wo sie selbst Zwang anwenden, nicht aber sie und ihre Gemeinden einem das Gewissen verletzenden Zwange unterwerfen. Wie sich die Liberalen mit ihrer illiberalen Unduldsamkeit in die Finger geschnitten und sich in Schlesien, am Rhein, in Baden, in Wien muthwillig um die Herrschaft gebracht haben: Das im Einzelnen zu erzählen, wäre nützlich und lehrreich. Ein drittes Gebiet, auf dem man liberal sein kann, ohne sich in Unkosten zu stürzen, ist das der Moral, Literatur und Kunst. Um die Seite der Sache, die beim Heinze-Lärm in Frage stand, noch einmal kurz abzufertigen: die Freiheit der Thiere des Waldes fordert kein Vernünftiger. Es handelt sich darum, zwischen Asketismus und Libertinage, zwischen Pruderie und

Schamlosigkeit die gesunde Mitte ausfindig zu machen, insbesondere darum, wie weit der Staat die auferzehlliche Befriedigung des Geschlechtstriebes zu gestatten, ob und wie er sie zu regeln habe und in welcher Weise die Freude an der Schönheit des Menschenleibes zur Veredelung des Gemüthes, statt zur Verderbnis der Sitten, gelenkt werden könne. Das sind schwierige Fragen, über die sich die Weisen seit Jahrtausenden den Kopf zerbrechen; und in der Heinge-Angelegenheit, die sich Jahre lang hinzog, lag eine Aufforderung, den Gegenstand einer neuen, recht gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Das ist jedoch nicht geschehen. Ich habe einen Versuch gemacht, aber eine Debatte über diesen Versuch hat sich nur in einem einzigen, wenig verbreiteten und nicht reichsdeutschen Organ, in Bernerstorfers „Deutschen Worten“, entsponnen. Der Kampf wurde mit schlechten Wipen, pathetischen Erklärungen und einer der üblichen Pfaffenheken geführt und hat damit geendet, daß sich der Goethebund der Polizei zur Verfügung gestellt hat. Und das Schönste: vor ein paar Jahren haben linksliberale Blätter beinahe mit den selben Worten wie Herr Roeren über die Verführung der Jugend durch unzüchtige Darstellungen Klage geführt. Die Herren wissen also offenbar nicht, was sie eigentlich wollen; auch auf diesem Gebiet hat sich der Liberalismus impotent erwiesen.

Ganz fruchtlos sind ja die bitteren Erfahrungen der letzten zwanzig Jahre an ihm nicht vorübergegangen. Des Kulturkampses schämen sich die meisten Liberalen und nehmen es übel, wenn man sie daran erinnert, und nicht wenige von ihnen, Nationalliberale wie Freisinnige, bemühen sich um die Sozialpolitik. Auch haben sie der großen und der kleinen Umhurzdorlage und dem Zuchthausgesetz gegenüber ihre Schuldigkeit gethan. Aber Unduld-samkeit gegen den Kirchenglauben halten auch heute noch viele von ihnen für Liberalismus. Erst wenn sie diesen ihren Aberglauben vollständig überwunden haben, wird man hoffen dürfen, daß sich der Liberalismus die politische Stellung zurückerobere, die man ihm im Interesse der Gesundheit des Staates wünschen muß. Wie ein in religiöser Beziehung wahrhaft liberales Volk-schulgesetz aussieht, können sie aus dem vorhin erwähnten Buch von Kostig über England lernen. Zwar werden sie eine preußische Regierung in absehbarer Zeit wohl nicht dahin bringen, ein solches Gesetz vorzulegen, aber die diesem Gesetz zu Grunde liegende Achtung vor der Gewissensfreiheit müssen sie selbst sich zunächst aneignen, wenn sie wirklich liberal sein wollen.

Reisse.

Karl Zentsch.



## Kultur und Ehe.

Im Anfang waren alle Kinder unecht und es kam Niemanden in den Sinn, ein Mädchen zu verachten, weil es Mutter war. Das wäre so gewesen, als würde man böse sein auf eine Blume, weil sie sich vermag, zu blühen. So blieb es, bis Mangel an Nahrung eintrat. Das junge Mädchen sollte für den Unterhalt ihrer Kinder sorgen. Das gab ihr den Gedanken ein, sich zu unterrichten, ob der Vaterschaftskandidat vermögend sei. Viele sagten Ja; und zuweilen war es auch so. Aber es gab auch solche, die dennoch nicht für ihre Kinder Sorge trugen. Sie thaten so, als wüßten sie von nichts, wenn die Mutter sie zu nöthigen suchte, die Sorge für die Familie mit ihr zu theilen. Um dieser Ablegnung zuvorzukommen, bestimmte man, daß Ehen geschlossen werden sollten und daß Jeder, der Vater werden wollte, Dies erst erklären müsse; und darin, o, Kami, liegt wohl etwas Gutes.“ Mit diesen Worten erläutert Kuktatuti in seinem geistvollen „Gespräch mit Japanern“ die Entstehung der Ehe.

In der That darf es heute als ausgemacht gelten, daß die Ehe mit dem ersten Erwerben festen Eigenthumes und der Erbfolge in engstem Zusammenhange steht. Die Mutter bildete den natürlichen Ausgangspunkt der Familie. Ihre Verbindung mit dem Kinde war zur Zeit der vorstaatlichen Horde bei der mehr oder minder großen Vermischung der Geschlechter bedeutend sichtbarer als die des Vaters. Das Kind gehörte der Mutter, deren Namen es erhielt, und die Mutterfamilie herrschte allgemein bis zur Gründung staatlicher Gemeinschaften. Professor Bachofen in Basel hat schon im Jahre 1860 für diesen Satz, der dem durch das Entwicklungsgeßetz geschulten Verstand sofort einleuchtet, den Thatensachenbeweis erbracht. Er drang allerdings bei deutschen Professoren erst durch, nachdem Giraud-Teulon 1884 sein Buch „Les origines du mariage et de la famille“ dem „Mr. le Dr. Bachofen de Bäle, auteur du Mutterrecht“ gewidmet hatte und englische Gelehrte wie Mac Lennan und Lubbock dem Franzosen in der Werthschätzung Bachofens gefolgt waren. Nicht also die natürliche Verbindung mit den Nachkommen, sondern der Erwerb von Haus und Hof machte den Mann zum Haupt und Herrn der Familie. Seine Vorherrschaft und die noch bis heute andauernde Herrenmoral begann in dem Augenblick, wo die Menschheit ihr Nomadenleben endete, sich ansässig machte und die Männer dem Erwerb, der Jagd und dem Kampf, die Frauen ihren häuslichen „Pflichten“ obzuliegen angingen. Hatten in vorstaatlicher Zeit Mann und Weib sich frei, wenn auch nicht gleichartig, so doch gleichwerthig und gleichberechtigt nach ihrem Gefallen vereinigt, so schaffte sich der feßhafte Mann nach seinem Willen meist durch Kauf, oft auch durch Tausch und gewaltsame Entführung Weiber an. In der Hochzeitreise finden

wir noch Reste der Entföhrungstt. Das Weib wurde schlieglich völig Eigenthum des Mannes; bei manchen Völkern hatte der Gatte sogar die Befugniß, die ehebreeherische Frau zu töten. Er war der eigentliche Mensch; das französische l'homme, das englische man, die Mann und Mensch bedeuten, zeugen davon; die Frauen und Kinder waren seine Familie. Das Wort Familie bedeutete aber nichts Anderes als Dienerschaft. Im Wort „Famulus“ ist dieser ursprüngliche Sinn noch deutlich wahrzunehmen.

Allein das Halten und Erhalten von Frauen und Kindern kostete Geld, und je mehr ihrer waren, um so theurer kamen sie zu stehen. Die Menschen vermehrten und die wirthschaftlichen Verhältnisse verschlechterten sich so sehr, daß die Meisten sich schlieglich nur noch ein Weib leisten konnten. Und zwar war dieser Verlauf der Dinge bei fast allen Völkern der selbe, gleichviel, ob die Gesetzgeber eine oder mehrere Frauen gestatteten. Die Eihe wurde zur Massenerscheinung; auch jetzt hat bei den Türken, trotz der Freigiebigkeit des Korans, kaum Einer unter Tausend mehr als ein Weib. Nur die Wohlhabenden konnten sich den Luxus mehrerer Weiber gestatten, die man bei reichen Mohammedanern Nebenfrauen, bei reichen Buddhisten Bettflavinnen, bei reichen Christen Maitressen nannte. Offenbar war die freiwillige lebenslängliche Einzeh schon sehr weit verbreitet, bevor ihr das Christenthum den Stempel des gottgewollten Sakramentes ausdrückte. Neben der großen Armuth der ersten Christen trug zur Bevorzugung der Eihe gewiß auch jene christliche Auffassung bei, die den Umgang der Geschlechter als „sündliche Fleischeslust“ und die Ehe als ein nothwendiges Uebel verpöndete. Christus war unbeweibt und der wirkliche Stifter des Christenthumes, Paulus, hatte gesagt: „Die Ehe ist ein niedriger Stand; heirathen ist gut, nicht heirathen ist besser.“ Doch weder diese Gründe noch auch die von manchen Autoren hier mit Unrecht herangezogene Thatsache der etwa gleichen Kopfhahl männlicher und weiblicher Wesen hätten die dogmatische Sanktion der Eihe ermöglichen können, wenn nicht die wahre Liebe selbst eine ausgesprochene Tendenz zur Dauerhaftigkeit und Individualisirung besäße, — wohlgerneht: die wahre Liebe, nicht die dem bloßen Geschlechtstrieb so nah verwandte Typenliebe. Trotz ihrer häufigen Verbindung sind Geschlechtstrieb und Liebe zwei sehr verschiedene Dinge. Wie unabhängig der eine vom anderen ist, beweist die Ausdehnung der Prostitution.

Wir müssen unterscheiden den Trieb zum bestimmten Geschlecht, zum bestimmten Typus und zum bestimmten Individuum. Die Vorliebe für einen in körperlicher und geistiger Hinsicht besonders gearteten Typus ist die häufigste Erscheinung. Nur selten ist die Neigung zum anderen Geschlecht eine so weitgehende, daß einem Mann jedes Weib und einem Weibe jeder Mann in gleicher Weise anziehend ist; fast stets giebt es eine gewisse beson-

ders sympathische Gruppe von Personen, ein bestimmtes Genre, dem der ober die zu Wählende angehören muß. Die dritte Art, die individuelle Liebe, lernen viele Menschen überhaupt nicht kennen, manche erst, wenn sie verheirathet sind. Es ist jenes starke, hingebende, nimmerfatte Gefühl für eine einzige Persönlichkeit, ohne deren Besitz das Leben nicht lebenswerth erscheint, jene fast krankhafte Sucht des Sehens, die wir Sehnsucht, und die oft nicht minder heftige Sorge um den Alleinbesitz, die wir Eifersucht nennen. Solche Bündnisse sind von Natur konservativ. Der Wechsel der Zeiten, der Fortgang der Lebensalter, die Kinder und die gemeinsamen Schicksale führen neue Kräfte hinzu, befestigen das Band, die Ähnlichkeit im Aeußeren, die Identität im Denken und Fühlen. Diese Verbindungen waren, als andere Interessen wegflehen, häufig genug und so vorbildlich, daß man auf sie das Institut der lebenslänglichen Einthe bauen durfte.

Als die christliche Sittlichkeit diese Institution zum Dogma erhob, war die Gelegenheit, dem Weibe die dienende Stellung zu nehmen und ihr die natürliche Gleichberechtigung, ihre Entfaltungsmöglichkeit, wiederzugeben, günstig; hätte man sie benützt, dann hätte zwei Jahrtausende später selbst ein Nietzsche nicht mehr die Worte sagen können: „Der Mann muß das Weib als Besitz, als verschließbares Eigenthum, als etwas zur Dienstbarkeit Vorbestimmtes und in ihr sich Vollendendes fassen.“ Doch der Gleichheitgedanke der Nächstenliebe machte vor Der, die doch dem Manne die allernächste war, halt. Merkt die Frau wohl, was die Geschichte lehrt? Je mehr Weib, je weniger Mensch sie war, um so sklavischer war ihre eheliche Stellung; mit ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit wuchs ihre Freiheit, ihr Glück in der Ehe.

Zwei gleich wichtige Ursachen führten also zur Einthe: ein natürlicher Grund, die Liebe, die nach Plato nichts Anderes ist als der Wunsch nach engster Vereinigung mit dem geliebten Gegenstand, und ein wirtschaftlicher, die Schaffung von Rechten und Pflichten zwischen den beiden Eheleuten und den zu zeugenden Kindern. Der wirtschaftliche Grund setzt den natürlichen, die Zuneigung, voraus. Der eine stammte aus der Vernunft, der andere aus der Natur. Die Liebe führt aus natürlichen Quellen zu natürlichen Zwecken; die wirtschaftliche Verbindung ist sozialen Ursprungs und Charakters. Mit vollem Recht sagt Paul Mongré in seinem Buche „San Hilario, Gedanken aus der Landschaft Zarathustras: „Wie sich die Elemente im Alltagszustand nicht verbinden, sondern nur unter erhöhter Temperatur, so bedarf auch die eheliche Verbindung einer gewissen Erotik. Konvenienzehe ist Sünde gegen die Natur, ist widernatürlich.“ In Wirklichkeit aber gestalteten sich die Verhältnisse so, daß der Urgrund der Einthe, die individuelle Liebe, mehr und mehr hinter die wirtschaftliche Ursache zurücktrat. Man begnügte sich mit dem Genre; Menschen, die nicht einmal den Typus, ja,

selbst Solche, die nicht einmal das Geschlecht liebten, heiratheten. Ehen „aus Liebe“ wurden zu Seltenheiten. Die Menschen wurden aber noch zahlreicher, die allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnisse noch schwieriger. Viele Männer konnten nicht mehr eine Frau und Kinder, viele kaum sich selbst ernähren. Und wenn sie auch ihre natürlichen Bedürfnisse zur Noth befriedigen konnten, so doch nicht die Unzahl künstlicher Bedürfnisse, den Luxus, der ihnen so überaus begehrenswerth schien. Zur Stillung seines Naturtriebes brauchte der Mann die Ehe nicht. Er bestimmte, was Sitte und Sittlichkeit ist, und prostituirte sich nicht, wie das Weib, durch auferethelichen Verkehr ohne Liebe. Er gab sogar als Mensch der Ehe wichtige Güter auf, während das wirthschaftlich unselbständige Weib erst in der Ehe den natürlichen Wirkungskreis, den „wahren Beruf“, erlangte. So mußten denn allmählich die Väter, wenn sie die Mädchen an den Mann bringen wollten, nicht nur auf ein Kaufgeld verzichten, sondern mußten noch Etwas drauflegen. Das Angebot von Töchtern war groß; und je mehr die Väter hinzufügten, um so „standesgemäßer“ konnten sie sie versorgen. Ein Rechtsanwalt kostete durchschnittlich schon hunderttausend Mark, ein Arzt nicht viel weniger; selbst ein kleiner Kaufmann aus Ronig oder Hammerstein war schließlich nicht unter ein paar Tausend Mark zu haben. So entstand die Sitte der Mitgift.

In ihr liegt die Anerkennung, daß die Ehe für das Weib mehr Werth hat als für den Mann. Und wirklich: für die meisten Frauen ist sie nicht allein mehr, sondern Alles werth. Manches Mädchen weicht, trotzdem sie die verheiratheten Altersgenossinnen mit stillem Reid sieht und mütterliche Instinkte in ihr schlummern, vor dem ersten Freier zurück, einmal, ein zweites und wohl auch ein drittes Mal; dann stürmen Vater und Mutter und die ganze Verwandtschaft auf das schwache Mädchen ein und drängen in verhängnißvoller Fürsorglichkeit, bis es seine Zustimmung giebt, meist, ohne zu wissen, wozu es willigt. Männer und Frauen der selben Gesellschaftsschicht stehen heute meist in so unnatürlicher Pose und so kenntnißlos einander gegenüber, daß es „des Zusammenbringens“ oft erst bedarf. Aber so berechtigt, so nothwendig es ist, daß, wenn der natürliche Urgrund der Einnahme, die Neigung, besteht, die Vorfrage nach den Lebensnothwendigkeiten für Gatten und Kinder gestellt wird, so unnatürlich ist es, wenn eine wirthschaftliche Vereinigung ohne inneres Eindringen geschlossen wird. Das Verlangen nach einer eigenen „gemüthlichen“ Häuslichkeit genügt eben so wenig wie das Streben der Männer, „sich zu rangiren“, das der Mädchen, „versorgt zu sein“. Die Verstandesheirathen beeinträchtigen den Wahlverwandtschaftsinstinkt, den Darwin sexuelle Zuchtwahl nannte. Jedes im gesammten Naturreich, sich, sich, mit. einem. nach, seiner. Ansicht, besonders. hoch, stehenden Wesen zu verbinden, man schent vor einer mißgestalteten Persön-

lichkeit zurück oder einer, deren Vater im Zucht- oder Irrenhause sitzt. Nicht mit Unrecht. Wer sich körperlicher und geistiger Armut vermählt, trägt zur Verbesserung des Volkes, zur Verschönerung des Landes bei. Wer Schönheit und Klugheit dem Reichthum opfert oder gar mit Kranken den Eheband schließt, führt künftigen Geschlechtern ein Element des Verfalles zu und frevelt an seinen Enkeln.

Wir sahen, wie mit dem Entstehen und dem Wechsel des Privateigenthums aus der Mutterfamilie die Vaterfamilie, aus dieser die Einehe und schließlich die moderne Kulturehe sich entwickelte, und haben nun zu entscheiden, ob diese Ehe noch ihren Zweck erfüllt, die Menschen zufriedener zu machen. Nur für einen kleinen Theil kann diese Frage bejaht werden. Es giebt glückliche Ehen; nicht nur solche, wo die natürlichen und wirthschaftlichen Gründe im Einklang standen: auch da, wo praktische Erwägungen überwogen, schafft die Gemeinamkeit eines Herdfeuers und vieler Interessen oft ein Kameradschaftsverhältniß, im günstigsten Fall sogar ein ganz erträgliches „Alleinsein zu Zweien“. Doch die Mehrzahl der modernen Ehen kann als glücklich nicht bezeichnet werden. Das wissen wir Aerzte am Besten, da wir mehr als Andere in das Familieninnere dringen. Niedere Triebe können, mögen sie auch noch so stark sein, der Frau die Liebe nicht ersetzen. Instinktiv fühlt das Weib den Unterschied zwischen Sinnentausch und Liebe. Sie, die sich stets aufs Neue schmückt zu dem unbewussten Zweck, durch neue Reize neue Liebe zu erwecken, verachtet nichts so wie den Wechsel von Begierde und Gleichgiltigkeit. Der Mann aber langweilt sich und er langweilt sie und aus der Langeweile entsteht eine durch Lieblosungen unterbrochene innerliche Entfremdung und Verfeindung. So geht es Jahre lang, oft das Leben lang; die Außenwelt merkt nichts von der unglücklichen Ehe und manchmal spüren selbst die Beteiligten wenig vom Elend ihrer Lage.

Doch es giebt auch Fälle, wo die Abneigung unüberwindlich wird. Der Misgerständnisse, der offenen Beschimpfungen, des Zanks und Haders ist kein Ende; das Weib verabscheut die Umarmung, die sie sich nach dem Gebot ehelicher Pflicht gefallen lassen soll. Endlich kommt man überein, sich scheiden zu lassen; doch die Ehe ist nicht zu lösen, wenn nicht einer von beiden Theilen Ehebruch begeht, dem anderen nach dem Leben trachtet oder gewaltfam vorgeht. So verlangt es das Bürgerliche Gesetzbuch, das doch gegen die Ehe aus Spekulation nichts einzuwenden hat. Noch gelten diese Bestimmungen nicht ein Jahr und schon ist gegen sie eine tiefe Verstimmung fühlbar. Welcher Rückschritt gegen das von frederizianischem Geist beherrschte Allgemeine Landrecht, das schon 1794 die Ehescheidung bei unüberwindlicher Abneigung und gegenseitiger Einwilligung zuließ! Nicht die Natur inseln, sondern der Natur folgen sollen die Gesetze; und das alte Familienrecht, das

mehr als hundert Jahre in Preußen galt, entsprach dieser Forderung in ungleich höherem Maße als das neue Gesetz.

Was wird die Folge der die Scheidung erschwerenden Bestimmungen sein? Die Zahl der unglücklichen Ehepaare, die, wie mit Ketten an einander gefesselt, ein jammervolles Dasein führen, wird erheblich wachsen und wachsen wird auch die Zahl der häßlichen Handlungen, die jetzt die Scheidung erst ermöglichen, wachsen die Untreue im Denken und Handeln, gewaltig vermehren wird sich die Menge der beklagenswerthen Kinder, deren Jugend durch den täglichen Anblick elterlicher Zerwürfnisse verkümmert wird, und noch mehr erstarren wird die schon jetzt so verbreitete Ehescheu der Männer. Der Mann weiß schon lange, daß er unverheirathet nie so glücklich, aber auch nie so unglücklich werden kann wie im lebigen Stand. Die Gefahr, sich zu verheirathen, ist bei der modernen Art der Eheschließung gar zu groß. Das Weib bleibt „sitzen“, wenn es nicht heirathet, der Mann meist erst von dem Tage an, wo er die Gattin heimführt.

Geistige Bedeutung führt oft zur Ehescheu. Die Menschen der Ehe sinken gar zu leicht in die Kleinbürgerlichkeit hinab. Die katholische Kirche wußte, was sie that, als sie von ihren Dienern Ehelosigkeit heischte. Frei von Rücksichten auf Weib und Kind, von Eheasten unbehindert, gewannen die Priester Zeit und Kraft, die Menge zum Besten der streitbaren Kirche zu lenken. Es ist schwer, zu entscheiden, ob die großen Weisheitslehrer Das wurden, was sie waren, weil sie unverheirathet waren oder ob sie sich nicht verheiratheten, weil sie Weise waren. Thatsache ist, daß vom Alterthum bis in die Neuzeit fast alle Philosophen ledig blieben. Die unglückliche Ehe des Sokrates ist weltberühmt geworden und von dem griechischen Philosophen Demokritos erzählte man, daß er auf die Frage, weshalb er eine so kleine Frau genommen habe, antwortete, er habe von den Uebeln eben das kleinste gewählt. Die großen Unsterblichen vergangener Zeiten, Descartes, Spinoza, Leibniz und Kant, waren Hagestolze und selbst Kants Zeitgenosse Hippel, der eins der bekanntesten Bücher „über die Ehe“ schrieb und alle Lichtseiten des Heiligen Standes zeigte, blieb ein Junggeselle, wie von den Neueren Arthur Schopenhauer und Friedrich Nietzsche.

Mit der Ausbreitung höherer Bildung und der Erschwerung der Ehescheidung wird sich die Vorsicht in der Wahl und damit die Scheu vor der Ehe vermehren. Je unlöslicher das Band, um so seltener wird man es knüpfen. Je leichter die Ehe lösbar ist, um so häufiger wird jeder der Gatten sich Nähe geben, dem anderen dauernd zu gefallen, um so öfter werden die Kinder eine einheitliche und friedliche Erziehung genießen. Die heutige Kulturehe aber ist unnatürlich geworden im Verhältniß zum Naturgesetz und wird widernatürlich werden durch das neue Bürgerliche Gesetzbuch.

## Lesseur Ury.

Die berliner Künstler mögen ihn nicht. Die von außerhalb fühlen keinen rechten Anlaß, sich um ihn zu bekümmern. So lebt Lesseur Ury als der Einsamsten Einer mitten in dem großen Waiddorf des Deutschen Reiches.

Wie viele harte Urtheile habe ich schon über Ury gehört! Die Einen sagen, daß er nicht zeichnen könne, — und gewiß weist seine Zeichnung Mängel auf. Die Anderen bespötteln und begeistern seine Persönlichkeit, — und gewiß bietet diese in ihrer echt künstlerischen Art des Sichauslebens Angriffspunkte genug. Die Dritten finden, daß er maßlos überschätzt sei, — und Das sind die Klügsten. Sie machen nicht Ury selbst, sondern die Kritik dafür verantwortlich, daß sie sich kalt und ablehnend verhalten. Sie spielen die Vornehmen. „Diesen Modegözendienst, nein, den wollen wir doch lieber nicht mitmachen!“

Ury, ein Modekünstler! Ury, ein Göze! Diese Vorstellung ist von so erschütternder Komik, daß man ein Narr wäre, wenn man dagegen eine Lanze einlegen wollte. Die hier befolgte Taktik ist allzu durchsichtig und allzu abgeklappert. Wenn man heutzutage ein aufstrebendes Talent gleich bei seinem ersten Sichregen todbrücken will, so bezichtigt man es des Modedienstes. Niessche hat man den „Modephilosophen“ genannt, in Wien ist die Sezession „Mode“, selbstverständlich war es auch einmal „Mode“, sich für Bismarck zu begeistern. Mit dem Wort „Mode“ glaubt man heute am Schnellsten und Sichersten zu kompromittiren. Und seltsamer Weise gehen gerade die Leute so vor, die selbst einmal in der Mode gefessen haben oder noch sitzen und die darum zu fürchten haben, daß sie „unmodern“ werden. Sie wissen zu genau, wie es gemacht wird; und da setzen sie bei Anderen die selben Kenntnisse und Gepflogenheiten voraus.

Ury ist nie in der Mode gewesen und wird auch schwerlich jemals hineinkommen. Er hat ein paar überzeugte, energische Anhänger: Das ist der ganze Erfolg, dessen er sich bis jetzt rühmen kann. Sonst steht er ganz abseits. Nicht einmal die Berliner Sezession hat es für ihre Aufgabe gehalten, dieses Talent etwas sichtbarer ans Licht zu stellen. Im Gegentheil: sie hat ihn geflüchtiglich in seinem Winkel gelassen. Warum? Er paßte eben nicht hinein. Die Sezession in Ehren: sie hat ihre großen Verdienste und ihre bedeutenden Aufgaben. Aber trotzdem kann es unter Umständen beinahe ehrenvoll sein, nicht hineinzupassen. Es kann zeigen, daß man Einer ist, der jeglicher Einregistrierung, auch der in die liberalste Gemeinschaft, widerstrebt; Einer, der auf Lebenszeit dazu verurtheilt ist, seine eigenen, einsamen Wege zu gehen; Einer, der sich an seiner Kunst wird verbluten müssen. Und Das thut zwar weh, aber dem Rader von Kunst hat es von je her gefrommt.

Man mag Urth Schaffen aus diesem oder jenem Grund ablehnen; an Einem wird man nicht rühren können: daß er eine Persönlichkeit ist. Er läßt von dem Ziel, daß er sich gesetzt hat, nicht locker. Er verschmäht es durchaus, sich zu akkommodiren. Und da er ein armer Teufel ist, so hat er Das am eigenen Leibe zu spüren. Daß er dieses Schicksal manchmal unwirsch erträgt: wer wollte ihm Das verübeln? Und bei einem Künstler passiert wohl sehr leicht, daß die Nerven mit ihm durchgehen. Von Natur ist jeder Künstler maßlos in seinem Temperament. Wäre ers nicht, woher sollte er den Muth nehmen, zu schaffen? Er sieht anders als alle Anderen; und eben Das will er zum Ausdruck bringen. Er fühlt, daß es auf Erden Farben giebt und Reize, die noch keinem Pinsel jemals erlagen. Und diese Schönheiten, die Niemand kennt, wollen von ihm zum Leben geweckt werden: es sind seine Schönheiten. Aber sobald er darauf hinweist, lachen die Leute; oder sie entrüsten sich; oder sie ertheilen ihm wohlwollende Ermahnungen. Soll da der Künstler nicht an sich irre werden, so muß er ganz seinem Temperament vertrauen, sich dem Temperament blindlings überlassen. An den fünf Fingern den Leuten vordemonstriren, warum er so sieht: Das kann er nicht. Darum bleibt ihm nichts Anderes übrig, als rüstig draufloszuschaffen, sich ganz in die eigene Welt zu versenken. Und wenn er sich dabei „verrennt“: was schadet? Um so stärker wird er sein Gefühl und seine Anschauung offenbaren! Aus harten, starren Einseitigkeiten sind in der Kunstgeschichte weit mehr gute Dinge erwachsen als aus gefügigen, freundwilligen Geschmeidigkeiten. „Klären“ kann man sich ja dann immer noch. Nur wird man es nicht auf Grund fremder Einflüsterungen thun, sondern kraft eigener organischer Entwicklung. Die „ewigen Gesetze“ aber? Die „Gesetze des Schönen“? Nun, wenn sie ewig sind, dann werden sie ja wohl von selbst wieder zum Vorschein kommen; und vielleicht gerade am Meisten bei den Werken jenes Revolutionärs, der sie scheinbar so grüßlich beleidigt hat. Diese Gesetze haben nämlich die Eigenthümlichkeit, sich in den Werken der Kunst manchmal zu verstecken. Sie liegen durchaus nicht immer auf der flachen Hand. So „bekannt“ sie sind, sie tragen mitunter Masken und lassen sich spröde suchen. Und wer gewohnt ist, nach der Schablone zu sehen, Der findet sie nicht. Nur der Freiheit des Blickes enthüllen sie sich. Auch sind sie, obwohl sie „ewig“ sind, leider nicht in der Schule zu lernen. Denn — Das ist eine neue Lücke von ihnen — in der Anwendung sind sie immer neu. In jeder neuen Künstlerpersönlichkeit nehmen sie andere Formen an. Wo aber die Formen die alten blieben und die Inhaber deshalb so recht darauf pochen zu dürfen glaubten, daß sie im Besitz der „ewigen Schönheitsgesetze“ seien, da sind sie oft fortgeglitten und waren für eine spätere Generation in den berühmtesten Kunstwerken durchaus nicht mehr zu ent-

decken. Da standen oft die Kunstgelehrten davor und suchten und suchten, und wenn sie endlich Etwas fischten, dann wars eine schöne Wasserleiche.

Solche Unannehmlichkeiten werden einem Künstler von Temperament, der sich, und sei es auch mit Beschränktheit, zu der Eigenart seiner Persönlichkeit bekennt, nicht leicht begegnen. Künstler von Temperament haben bei der Nachwelt in der Regel Glück. Wenn Einer tot ist, so ärgert man sich nicht mehr über ihn und man ist bereit, ihn gelten zu lassen. Ein eigenes Temperament aber hat — bei einem verstorbenen Künstler natürlich — stets etwas ungemein Anziehendes. Nun giebt es jedoch komische Ränze, die nicht umhin können, auch bei lebenden Künstlern die Unbequemlichkeit eines eigenen Temperaments mit einer gewissen Wohlgefälligkeit in den Kauf zu nehmen. Und solchen Leuten gefällt ein Mann wie Lester Ury selbst heutzutage. Daß ihnen nicht zu helfen ist, liegt auf der Hand. Sie wollen sich auch gar nicht helfen lassen. Hier ergreift Einer von ihnen das Wort.

Was uns Ury so werthvoll macht, ist die Unbekümmertheit, mit der er von Anfang an darauf ausging, nur Selbstgeesehenes zur Darstellung zu bringen und mit Eigeninn (Das heißt: mit eigenem Sinn) dabei zu verharren. Darin wird man denn wohl auch später einmal sein „positives und objektives“ Verdienst erblicken. Weil er nämlich Anderen nichts nachgemacht hat, hat er ihnen zuweilen Etwas vorgemacht. Er hat sich wiederholt das kleine Privatvergnügen gestattet, der Entwicklung um einige Jahre vorauszuweilen. Es ist sehr interessant, seine ältesten Bilder, die aus dem Anfang und der Mitte der achtziger Jahre, zu durchmustern. Man kann es nur in des Künstlers Atelier. Denn sie sind natürlich fast ausnahmslos unverkauft. Aber da sieht man, wie zu einer Zeit, wo Alles noch tief in der Kreide steckte, ein unbekannter kleiner Maler aus Birnbaum in der Provinz Posen es sich herausnahm, mit Farbe zu malen. Und in diese Farbe legte er eine Kraft und Tiefe, die anstößig wirken mußte. Was den Leuten bei dieser Farbe so beunruhigend vorkam, war, daß sie sich nicht etwa, wie bei Böcklin, als Phantasie-Vision ausgab, sondern daß sie offenbar allen Ernstes den Anspruch erhob, Wirklichkeit zu reproduziren. Ja, wer hatte denn diese Farben bei einem ganz gewöhnlichen Bauernmädchen oder in einem ganz gewöhnlichen Kaffeehause schon gesehen? Niemand. Aber, merkwürdiger Weise, ein paar Jahre später sahen bereits Einige so; und wieder ein paar Jahre später Viele. Die Farbe, die man allmählich den Phantasten wieder gestattet hatte, wurde nun plötzlich „in der Welt“ entdeckt. Ury war Einer der Ersten. Er hat nicht gewartet, bis die Lösung ausgesprochen wurde, die ihm Farbe zu sehen gestattete, sondern er gehört zu Denen, die diese Lösung herbeigeführt haben. Es lag durchaus in der Eigenthümlichkeit seiner künstlerischen Sinnlichkeit, mit ursprünglicher Energie auf Farbe zu dringen.

So überraschen schon die ersten Arbeiten Ury's durch die große Satttheit des koloristischen Tons. Alles Sympathische und Blasse, alles Zerfloßene und Weichliche war ihm von Anfang an fremd. Er malte etwa den Kopf eines kleinen Bauernmädchens; da war jedes Atom der straff gespannten Haut sinnlich empfunden, nicht als vager Oberflächenreiz, sondern als lebendige Körperlichkeit. Und mochte auch das ganze Gesichtchen ziemlich dumm glocken — Das wurde durchaus nicht unterschlagen —, so strömte doch aus den weitgeöffneten Augen ein starkes thierisches Daseinsgefühl, das etwas Bezwingendes hatte. Oder man sah ein Haus, ein beliebiges Bauernhaus in sandiger Gegend. Aber auf diesem Haus brannte eine Sonne, die ihm gleichsam ein erhöhtes Dasein verlieh. Man hätte glauben mögen, daß dieses Haus lebendig sei und Blut in den Adern habe. Und die ganze Luft um dieses Haus herum strahlte und brannte. Alles war von farbigem Leben erfüllt, ganz aus der Farbe heraus empfunden.

Das war der erste Ury. Und genau so ist der spätere geblieben. Nur hat sich Alles vertieft und gesteigert, zum Theil auch verfeinert. Die Scala der Farben wurde immer reicher, die Nuancen wurden zarter, die Gegensätze kühner. Der Grundton aber blieb ein farbiger Lyrismus. Dieser lyrische Einschlag, bei Ury so wesentlich, hat Viele verwirrt. Sie glauben immer, daß sie sich Mühe geben müßten, eben so zu sehen, oder sie erklären hochfahrend, daß, weil sie anders sehen, der Künstler falsch, „Unstun“ sehen müsse. Diese Herren verkennen vollständig das Wesen der malerischen Empfindung. Wie nicht zwei Klavierspieler eine Sonate Beethovens gleich vorgetragen werden, so wird auch das selbe Stück Natur nicht von zwei Künstlern gleich gesehen und reproduziert werden können. Wo aber vollends ein starkes Vermögen eigener Empfindung, wo eine den Künstler beherrschende Stimmung in das Landschaftsbild miteinfließen, da kommt in die Gesamthaltung des Bildes ein Ton hinein, dessen Werth in der Stärke seiner Subjektivität besteht. Da soll man denn nichts Anderes thun, als diesen Ton im Bilde genießen und nicht ängstlich forschen, wo man ihn in der Natur genau so wiederfinden könne. Dieser Ton ist Natur, wie sie in einer bestimmten, höchst energischen Persönlichkeit harmonisch widerklingt, und nicht Natur, wie sie von einem mechanischen, wenn auch höchst verfeinerten Apparat aufgefangen werden kann. Was man also in dem Bilde zu suchen hat, ist nicht die Natur selbst, sondern das Widerklingen der Natur. Und es handelt sich einzig um die Frage, ob dieses Klingen interessant und mächtig und harmonievoll sei. Darin besteht, was ich die „Lyrik“ eines Bildes nannte; und von solcher ursprünglichen malerischen Lyrik ist das Kunstschaffen Ury's völlig durchtränkt.

Wie reich aber ist diese Lyrik, die uns aus den Landschaftsbildern dieses

Künstlers entgegenquillt! Wenn man ihrer hundert neben einander stellte, so wäre jedes einzelne wie ein Gedicht, das uns einen ganz besonderen Seelenzustand im Angesicht der Natur beichtete. Und stets ist das Ausdrucksmittel die Farbe, und zwar bis zu einem solchen Grade, daß die Form, also die klare Deutlichkeit der Zeichnung, oft erheblich dagegen zurücktritt. Man mag Einwendungen machen. Das wird Jedem unbenommen sein; und vom Standpunkt der kalten Sachlichkeit wird man den Tadeln gewiß öfters beipflichten müssen. Nur ist solcher Standpunkt diesen Bildern gegenüber sehr wenig angebracht, weil sie sich eben ein anderes Ziel gesetzt haben als sachliche Befriedigung. Das aber, was sie erreichen wollen, haben sie mit der Sprache der Farben meist auch vollkommen ausgedrückt. Sie wollen gleichsam nur die atmosphärischen Erscheinungen, die über den Dingen liegen, und diese durch das Medium einer herrschenden Empfindung, ganz gewiß aber nicht die Dinge selbst wiedergeben. So erkennt man von der Landschaft nur allgemeine Konturen. Man sieht: hier steht ein Baum, da ein Haus, drüben ein Gebüsch; man erkennt Erde, Wasser und Himmel; man unterscheidet Ferne und Nähe; man freut sich auch der Gruppierung dieser Theile, — aber das Alles ist es doch nicht, weshalb das Bild eigentlich da ist. Das könnten tausend Andere auch machen. Das Bild selbst sucht den farbigen Hauch, der über allem Dem liegt, gleichsam den Schmetterlingsstaub der Vision, der die Landschaft verklärt.

Und nun gehe man hin und betrachte! Und setze sich neben den größeren Delbildern mit besonderer Andacht die Pastelle an, besonders die aus Holstein und aus Oberitalien. Man suche nicht nach Korrektheiten sondern nach Stimmungen; wie viel wird man dann finden! Da sind etwa ein paar Büsche und ein paar Bäume bei wolfigem Himmel. Das Licht hat sich fortgestohlen. Ein stiller, grauer Nebel verwischt die Farben. Und doch sind die Farben da. Wie unter einem Flor glimmen sie hervor. Die Umrisse aber verschwimmen gegen einander. Eine sanfte und doch vibrirend empfundene Melancholie hat sich über die Landschaft gesenkt. Gewiß haben Corot, die Schotten, die Dachauer und Andere Aehnliches gemalt. Und hoffentlich werden noch recht viele Maler solchen Naturstimmungen nachgehen. Trotzdem steht Ury deutlich für sich. Es ist der ihm eigene glühende Schmelz, das diesmal gleichsam unter der Asche glimmende Feuer, das diesen Künstler kennlich macht, die starke Gefühlsenergie selbst in der Behemuth. Oder eine andere Stimmung. Bäume an einem Wasser vor einem abendlich grünen Himmel. Rosa Wolken im lichten Himmelsgrün spiegeln sich in dem stahlgrauen, blitzenden Wasser. Die Bäume schieben ihre dunkelblauen gezackten Silhouetten geisterhaft dazwischen. Hier wirkt auch das Motiv neu und apart und der kühne farbige Akkord hat etwas Berauschesendes. Ganz wunder-

voll aber ist ein Bild, dessen ich mich besonders deutlich erinnere. Ein Blick auf eine Dolomitenkette bei frühem Morgen. Die Sonne liegt noch hinter den Bergen verborgen. Aber sie hat mit ihrem heißen, zehrenden Strahlen den ganzen Himmel in ein leuchtendes Orange verwandelt. Und unter dem Einfluß dieses hinten stehenden Lichtes verwandeln sich die Berge in zackige Massen von tiefstem Violett. Und zwar ist das stärkste Violett, von dunkelsammetartigem Charakter, an den höchsten Spitzen sichtbar, während sich der Farbenton thalwärts langsam aufhellt und zum Schluß in ein dunstiges, gedämpftes Blau vergeleitet. Diese koloristische Abstufung vom Violett ins Blau ist ein wahres Wunderwerk an Lebendigkeit. Man spürt gleichsam das Ringen der Farbengeister mit einander. Es ist, als würden emporzüngelnde Nebelschleier langsam, aber siegreich zur Tiefe gedrängt. Selten habe ich vor einem Bilde so deutlich die Allgegenwart des Lebens in der Natur empfunden.

So gilt mir Lesser Ury als einer der stärksten Repräsentanten der modernen Koloristik. Diese geht nicht auf Wiebergabe der den Dingen anhaftenden Eigenfarbe aus, sondern sie studirt die Veränderungen, denen diese Eigenfarbe durch die Einwirkung atmosphärischer Einflüsse und durch das nachbarliche Zusammenstoßen verschiedenartiger Farbelemente ausgesetzt ist. Die Sprachforscher kennen das Phänomen des sogenannten Umlautes. Ein in die Nähe anderer Vokale gerathenes „i“ übt auf diese, über die trennenden Konsonanten hinweg, eine modulirende Wirkung aus, verwandelt „a“ in „ä“, „o“ in „ö“, „u“ in „ü“. Ein ähnliches Phänomen läßt sich auch auf dem Gebiet der Farben beobachten. So hat etwa Ury auf einem Bilde einen Baum mit seiner grünen Blätterkrone dicht an ein rothes Dach gerückt, während an anderen Stellen durch die Blätter der blaue Himmel hervorguckt. Er zeigt nun auf diesem Bilde, wie das Blattgrün in der Nähe des rothen Daches für das menschliche Auge eine gelbe Nuance bekommt, während es sich gegen das lichte Himmelsblau in dunklerem Blau abhebt. Dies nur ein Beispiel, aus dem man erweisen möge, welche unendliche reiche Scala farbiger Abstufungen sich von einem geschulten Malerauge in der Natur beobachten läßt. Dann wieder zeigt Ury einen im Sonnenlicht liegenden feuchten Strand. Wie die Sonne auf Lachen und kleinen funkelnden Steinen oder Muscheln, ja auf Sandkörnern ihr buntes Spiel treibt: Das hat den Maler bei Wiebergabe dieses Bildes vor Allem gefesselt. Und sein von seelischer Gluth erfülltes Auge gewahrte auf diesem öden Stück Strand solch eine Fülle berückender Schönheit, daß man, vor dem Bilde stehend, eine mit lauter Edelsteinen besäte Küste zu erblicken glaubt.

Dieser Zug ins Prädichtige ist für Ury besonders charakteristisch. Darin verräth sich dem Kenner seine orientalische Abstammung. Aber zum Unterschied von fast allen übrigen Malern, die Aehnliches anstrebten und die sich

nun in berauschenden Kostümen, schmelgerischen Teppichen, bligenden Waffen, in Nacktheit schimmernden Leibern üppig austobten, zeigt Urz, daß er all diese künstlichen Handhaben nicht nöthig hat und daß er all die Pracht, nach der sein lichtdurchsichtiges Auge lechzt, in der Natur zu finden weiß. Er breitet den königlichen Reichthum vor uns aus, dessen sich auf Erden auch der Bettler zu erfreuen hat, wofern er künstlerisch begnadete Augen besitzt. Und darin steckt für mein Gefühl die wohlthätige Kraft, die von Urz's Bildern ausgeht. Ohne daß er uns etwa zu ängstlichen Nachempfíndern erziehen will, weist er uns doch auf die strömende Fülle von Raufch und Schönheit hin, deren ein Jeder theilhaftig werden kann, in dessen Gemáth die Flamme der Sehnsucht lodert. Denn gerade die Sehnsucht schafft diese Farben und diese Königreiche. Sie strómt über in unser Auge und gießt Gold und Purpur vor uns aus.

Wer es bei solcherlei Wahrnehmungen nicht verschmáht, nun auch noch etwas tiefer zu hórchen und dem eigensten Herzschlag des Künstlers zu lauschen, Der wird bald Etwas vernehmen, das wie ein ernstes und schmerzliches Bekenntniß klingt. Denn wer empfindet wohl Sehnsucht als der Enterbte? Wer anders ist so mächtigen Begehrens voll als der Ausgeschlossene? Die Satten und Glücklichen, die an Pracht Gewóhnten, sie suchen nicht an kahlem Strande nach den gleißenden Wundern einer ewig neuen Erschaffung aus dem Heiligen Geist. Sie haben nicht jenen herrischen und gleichsam verzweifelnden Trost, der auf die Reichthümer der Bettler hinweist. Doch klingt aus diesen Bildern ein Gemúthston, den man ja nicht überhóren wolle. Nur leise, leise klingt er heraus, aber mit Geisterhänden greift er nach unserer Seele. Und unsere Seele, an zarter Stelle berührt, giebt sich willig hin.

Doch auch deutlicher, kernhafter, stürmischer hat unser Künstler auszudrücken versucht, was auf seinen Landschaftsbildern nur als verdeckter Unterton singt. Auf großen Bildern, in denen er Menschheitgeschichte zu entrollen unternahm, hat er seine Lebensauffassung vernehmlich ausgesprochen. So hat er sein „Jerusalem“ gemalt, trauernde Juden an abendlichen Gewássern, in allen Abstufungen des Grames, der Verzweiflung, des Verfalles und des sich aufbäumenden, unbeugbaren Troyes. Und so hat er „den Menschen“ gemalt, in einem Triptychon: den Jüngling, der noch das Glück, das in regenbogenfarbigen Sonnenringeln um ihn spielt, erlangen zu können wähnt; den Mann, der, aller Schicksalstücken kundig, dennoch nicht unterliegen will und in gigantischem Hochmuth sich gegen die Mächte auflehnt, die ihn von oben bedrohen; und endlich den Greis, der doch unterliegen mußte und in grauer Wáste wie ein Uhu lauert, während die Sonne hinter ihm verfinstert. Und auch noch in anderen Bildern hat Urz verwandten Empfindungen körperlichen Ausdruck zu geben getrachtet. Nicht immer mit Glück. Der Mangel

an solidem anatomischen Wissen und an zeichnerischem Können verbindet sich nicht gerade günstig mit dem hohen Willen des Künstlers, durch nicht angelegte Steigerung der Muskulatur gleichsam einen sinnlichen Ausdruck für seinen Uebermenschen zu schaffen. Es hapert in den Körperproportionen und die ungeheuren menschlichen Maschinen sind zu unsicher gebaut, um sich natürlich bewegen und regen zu können. So ist in diesen Bildern, zumal in den späteren, ein gewisser Ueberschwung des Iyrischen Gefühls über das gestaltende Können zu beobachten; und wir erkennen, wo diesem hochstrebenden und oft im Ausdruck so starken Künstler seine Grenzen gezogen sind. Daß er es versucht hat, über diese Grenzen hinauszugelangen, ist ein ehrenvolles Zeichen unermüdlchen Ringens und nichts weniger als knäbischer Ehrgeiz. Und hinweg über Das, was in diesen Bildern mißlungen ist, gelangt der Gefühlston des Künstlers durch die bedeutsame Konzeption und durch die unerschütterliche Gewalt der Farbe zu machtvollem Ausdruck. Dem echten Künstler spürt man selbst noch in seinen Fehlern. Sie zeigen in einer gewissen Nacktheit, womit die Seele angefüllt ist. Und wenn wir dann wieder auf jene anderen Bilder hinschauen, auf die in Farbentönen singenden Landschaften, dann ist's, als blickten uns diese an wie mit verzückten, seligen Augen.

Wien.

Franz Seruaes.



## Im Herbst.

**S**oben im Hartzgebirge fing der Wald zu bluten an. So sagten die Leute; und sie hatten Recht. Zwischen dem dunklen, unsterblichen Grün der Lannenhänge war es Herbst geworden; sahl und bunt hing das Laub am dürrn Zweige. Jeder Windstoß ließ die Blätter zu Tausenden niederrieseln. Das gab eine wunderbar wehmüthige Melodie. Keine Farbenpracht und kein Sonnenglanz konnten über die Trauer der Natur hinwegtäuschen. Das Jahr ging zur Hüfte und des Hirschkollenders dunkelrothe Blätter schienen wie Thränen, die der Wald weinte, blutige Thränen am Sterbelager des alten Jahres.

Auch da unten in dem stillen Landhaus bei dem alten Leuten war es Herbst geworden. Der kleine Glasanbau, der nach dem Garten hinausführte, war der Lieblingsplatz der beiden Alten. Hier gab es Sonne und Sonnenschein, auch hier schaute das Auge hinaus auf die Farbenpracht der Natur; aber auch hier wehte der Herbstwind, auch hier gab es fallende Blätter und blutige Thränen. Sechs Kinder waren hinausgezogen in den Ernst des Lebens. Alle waren etwas Lächtiges geworden, aber die Sorgen blieben nicht aus. Namentlich der jüngste Sohn machte dem Vater Kummer. Er war ihm ähnlich: ernst und verschlossen. Beide waren selbständige Naturen. Sie verstanden einander nicht, trotz aller Wehlichkeit. Zwischen ihnen lagen fast zwei Menschenalter, lag ein halbes Jahrhundert unserer rasch lebenden Zeit.

Die Hauswand, an die sich die Glasveranda lehnte, war mit Epheu bewachsen. Trotz den engen Blumenkästen hatte er sich unter der sorgenden Hand der Mutter üppig herausgemacht. Mit dichten Ranken und großen Blättern war er emporgestiegen und hatte die ganze Wand erobert; nur die alten Bilder in ihren länglichen Rahmen waren frei geblieben; sie erschienen wie Inseln in einem grünen See. Wie artige, wohlzogene Kinder schlängeln sich die Ranken um Bilder und Geweihe; überall sah man die leitende Hand der alten Leute. Das nahm dem Epheu seine Urvilchigkeit, aber die Blätter schienen dankbar und die Bilder schauten freundlich aus den grünen, lebendigen Rahmen. Eine Ranke aber dachte anders. Ihr wurde es eng in dieser Behaglichkeit. Wenn der Wind nachts um das Haus blies, horchte sie auf und in ihrer Seele erwuchs ein mächtiges Sehnen: hinaus wollte sie, in den Sturm des Lebens.

Die Ranke war stark, richtete sich auf und hielt Umschau. Endlich hatte sie zwischen der Hauswand und dem Giepfosten eine Spalte entdeckt. Hier wollte sie hindurch, hinaus in die goldene Freiheit. Das kostete einen schweren Kampf. Was mußte die Ranke nicht aufgeben und erdulden! Doch sie hatte Ausdauer und Willenskraft, — und so zwangte sie sich hindurch unter unendlichen Mühen. Aber sie hatte die Gefahren unterschätzt. Jetzt erst begann der eigentliche Kampf. Fast hätte der Wind sie abgerissen, der um die Hausdecke tobte. Doch sie klammerte sich fest mit ihren kleinen Häserchen und zog sich empor an dem harten Mauerwerk. Im Sturm ward sie stark, wuchs und fühlte sich wohl. Immer höher stieg sie hinauf; schon konnte sie auf das Glas der Veranda sehen. Ihre artigen Geschwister im Innern am Gitterwerk schienen ihr schwach und kümmerlich. Mehr und mehr vergaß sie, daß auch ihre Wurzeln im heimathlichen Boden standen und daß auch sie der Mutter Pflege, Leben und Kraft zu verdanken hatte. Die alten Leute betrachteten sie mit Sorge, aber der Vater meinte, sie müsse allein ihren Weg finden. Doch was sollte werden, wenn der Winter kam? Die Mutter hatte schon den Gärtner gefragt, ob er sie denn abschneiden und in einem besonderen Topfe überwintern könnte. Der alte Mann schüttelte den Kopf. „Das geht nicht“, sagte er; „sie hat ja keine Wurzeln.“

Aber es kam anders. Ehe der Winter einzog, trug man den jüngsten Sohn hinaus auf den stillen Friedhof des kleinen Ortes. Es war ein herrlicher Spätherbsttag. Draußen in der Natur war es still geworden. Kein Blatt fiel mehr zu Boden. Alle Nester standen kahl; nur das zähe Laub der Eichen hing noch fest am dürren Stamm. Schweigend folgten die beiden Alten dem Sarg; mit ihm senkten sie ein Stück des eigenen Lebens in die Grube . . . Wieder fielen blutige Thränen . . .

Dann ließ die Mutter einen Tischler kommen. Ganz, ganz vorsichtig mußte er die Planke hinausnehmen, die es der Ranke so schwer gemacht hatte. Dann löste sie selbst sie los, tief unten an der Wurzel und trug sie hinaus aufs frische Grab. Hier pflanzte sie sie behutsam ein, neigte sie mit heißen Thränen und deckte sie fest zu mit dem alten verwelkten Laub. Und siehe: was dem Gärtner unmöglich schien, gelang einer Mutter. Als das Frühjahr kam, schoß es hervor aus dem Grabe: grün und lebendig. Nun sollte der Epheu den ganzen Hügel überziehen. Aber die Ranke hatte ihre eigenen Gedanken. Sie stieg empor an einer alten Eiche, die am Rande des Grabes stand. Der Mutter traten die Thränen in die Augen. Sie dachte an die sehnsüchtige Seele ihres toten Kindes.

## Ohne Credo.

„Es ist dumpf!“ sagte der alte Bouleton, runzelte unwirsch die Stirn, zog die gelblich-weißen Augenbrauen zusammen, die, wie ein Strohdach über ein morsches Hüttchen, über sein runzeliges Gesicht herabschauten, und spähte mit mürrischer Sorge zum Himmel empor. Ja, es war wirklich wieder einmal unerträglich heiß in Paris.

„Wenn Sie nun erst Stunden lang in der Kammer gefessen hätten wie ich! In dem Schraubstock, der im Lande der freien Bewegung für die Journalisten bestimmt ist!“

„Ich bedaure Sie. Treppen fegen ist in meinem Alter nicht angenehm, aber dies Geschwätz mit anhören zu müssen, ist schlimmer.“

„Aber Deschanel spricht gut!“ warf der hagere Friseur Beaugaret ein, der leise die Treppe hinabgeglitten war.

„Farceur!“ brummte Bouleton.

„Ziehen Sie Gassinet vor?“ fragte ich. „Eine vornehme Erscheinung.“

„Aber das Geld rinnt dem Herrn Marquis durch die Finger wie Wasser durch ein Sieb!“ bemerkte Beaugaret ironisch.

„Glauben Sie wirklich, daß er . . . Sie verstehen mich schon.“

„Ob ich's glaube! Die Herren sind alle gleich, wenns um die Groschen geht.“

„Aber Millerand! Das ist doch ein aufrichtiger Volksfreund, nicht?“

„Saltimbanque, va!“ knurrte Bouleton. „Er pfeift auf das Volk.“

„Na, wenn Sie an Keinem ein gutes Haar lassen: der Präsident — ganz leise, meine Herren — ist doch gewiß ein verehrungswürdiger Mann?“

„Ganz leise oder ganz laut, lieber Herr Goldbeck: ein Panamist, nichts Anderes. Der hat sein Schäfchen ins Trockene gebracht.“

„Tais-toi donc, monsieur Bouleton!“ rief die Concierge aus dem Entresolfensterchen zu dem Jornmüthigen hinab. Einen Augenblick schwiegen wir. Und nun zwitscherten die Kanarienvögel der Frau Bouleton so eifrig und grell, als ob auch sie politisch debattirten.

„Viel kann er nicht gekriegt haben,“ sagte dann Beaugaret. „Er ist eben so gierig wie die Andern, aber täppisch. Un parfait honnête homme!“

Ich fand die Atmosphäre schwül, noch schwüler als vorher, winkte meinen beiden Freunden einen Gutenachtgruß zu und kletterte die schmalen Stiegen empor. Endlich war ich auf der Höhe, au quatrièmes au-dessus de l'entresol, — ein Euphemismus, mit dem die Franzosen den fünften Stock bezeichnen. Immer wieder der selbe tief entmuthigende Eindruck, dachte ich, als ich mich seufzend in meinen Sessel warf. Am ersten Tage nach meiner Ankunft in Paris hatte mir der Schneider, am zweiten der Schuhmacher das selbe politische Kolleg gelesen. Der Portier, der Barbier,

der Comiss im sechsten Stock: sie variirten das selbe Thema. Der Droschkenfutscher, der Kellner, das „kleine Mädchen“: sie Alle sangen die selbe Weise, je nach Beruf und Temperament in anderer Tonart. Die wenigen Politiker, Journalisten, Reporter, die ich intimer kennen lernte, waren ausnahmslos davon überzeugt, daß die Politik im heutigen Frankreich lediglich question des gros sous sei. Die delikate Frage, ob sie denn dieses Verdammungsurtheil auch auf sich selbst ausdehnten, wagte ich nicht zu berühren. Die Stimmung dieser Kreise wäre mir nicht entscheidend gewesen; preussische Geheimräthe, preussische Richter haben mir über den derzeitigen Typus ihrer Berufsgenossen Dinge gesagt, die ich nicht wiederholen will. Nicht nur, weil Noabit dräut, sondern auch, weil energische, aufrichtige Männer unter dem widrigen Eindruck einer Decadence-Erscheinung voreilig generalisiren, nicht mehr das Gesamtbild umfassen, nicht mehr die Bilanz der Vorzüge und Mängel ziehen. Solche Entrüstungsurtheile bleiben auch meist in den allerdings täglich sich erweiternden Kreisen der Eingeweihten. In Paris aber gewahrte ich, daß die kostbare „Blume des Vertrauens“, die der Junker Bismarck gepflegt wissen wollte, auf französischem Boden nicht mehr gedeiht; und diese Beobachtung machte ich während eines achtmonatigen Aufenthalts in Paris und in der Provinz täglich aufs Neue. Ich „machte“ sie nicht — ohne Ausblick nach rechts und links einer Spur zu folgen, ist die Gefahr, die den Reisenden und den Kriminalisten bedroht —: sie drängte sich mir wieder und wieder auf. Ich weiß, wie leicht der Fremde sich irrt, wenn er Allgemeines über eine andere Nation sagen will, mag ihm ihre Sprache und Literatur auch noch so vertraut sein; ich weiß, wie schwer es ist, über den Charakter gerade dieses Volkes Richtiges und Gerechtes zu sagen, dieses Volkes, das so viele Widersprüche in sich birgt, das ein Sklave der Tradition und ein Brecher alter Tafeln, so hausbacken-verständig und so hochfliegend-utopistisch, so skeptisch-lächelnd und so mystisch-ringend ist. Deshalb habe ich von meinem Aufenthalt auf gallischer Scholle nur zwei zu Urtheilen abgezogene Eindrucksgruppen mit nach Hause gebracht. Das eine Urtheil besagt, daß wir in unseren sozial niedriger stehenden Schichten an Kultur des Geistes und Herzens um ein Jahrhundert gegen Frankreich zurück sind; das zweite, völlig heterogene, daß drüben Niemand dem Anderen traut, sobald es sich um Politik handelt. Treue und Glauben im bürgerlichen Verkehr, rasche Hilfsbereitschaft giebt es in Frankreich eben so viel wie in Deutschland, aber es existirt nicht eine politische Persönlichkeit, deren Ehrenhaftigkeit in den Augen des profanum vulgus über jeden Zweifel erhaben wäre. Und von diesem Standpunkt aus ist die nationalisistische Bewegung in ihrem Grundmotiv berechtigt, ja, nothwendig. Glaube, gleichviel welcher, ist Lebensbrot; was Emile Montégut vor vierzig Jahren sagte, ist heute noch das Wort, das die innere psychologische

und politische Konjunktur Frankreichs kennzeichnet: Nous en sommes arrivés à ce point que le dévouement à n'importe quelle idée morale serait un inestimable bienfait. Gewiß: die französische Nation hat seitdem fortgelebt und fortgeschaffen — noch in der Erinnerung laßt mich der rüstige Fels der französischen Provinz, wo jedes Winkelschen liebevoll zu Anmuth und Nützlichkeit herangepflegt wird —, aber das Jahr 1870 beweist doch, daß ein atomisirtes Volk nicht mehr siegen kann; dem stolzen Gebäude fehlt ein Kitt, der es davor bewahrt, zu bröckeln und rissig zu werden.

Jede Kritik soll zur Selbsterkenntniß mahnen und so stehen diese Betrachtungen mit dem neusten, schon wieder vergessenen Skandal, der hier neulich besprochen wurde und leider auf des Grafen Posadowsky Namen getauft werden muß, in enger Beziehung. Unser Volk besitzt nicht die geistige Regsamkeit, die politische Leidenschaft, die zerfessende Skepsis der Franzosen; dennoch wird seit jenem traurigen Vorgang bei Tausenden von deutschen Bürgern die Vorstellung nicht mehr weichen, daß wir auf die Integrität unserer leitenden Kreise nicht mehr bauen können. Selbstverständlich wird jeder Einsichtige den Gedanken belächeln, Graf Posadowsky oder Herr von Boettke hätten sich oder einem Dritten einen Vermögensvortheil zuwenden wollen. Das aber ist klar, daß hohe Beamte für die Regierung Subventionen von Unternehmungskreisen angenommen haben, daß also von Unabhängigkeit und Unparteilichkeit der Regierung fürder nicht mehr die Rede sein kann, daß der Ministerpräsident den ihm verantwortlichen Leiter der Geschäfte und den Vermittler im Amte beläßt und mit dieser Konivlenz das Verhalten der Belasteten billigt, daß ein großer Theil der konservativen Presse unter Vorwänden von wahrhaft erbärmlicher Wichtigkeit die Haltung der Regierung beschönigt, mit anderen Worten, daß es im neuen Deutschen Reich keinen Skandal mehr giebt. Der Fall Bülow-Posadowsky-Boettke ist eins der betrübendsten Ereignisse der betrübenden letzten Jahre, er verdient mehr Beachtung als irgend eine Truppenbewegung im ostasiatischen Gelände. Noch einige Vorkommnisse gleicher Art, die ungefährnt bleiben wie dieses, — und die Blume des Vertrauens wird auch bei uns vom Unkraut überwuchert werden. Innere Schwäche und äußere Machtentfaltung: Das ist dann die Signatur der Zeit; und — Gott sei geklagt! — dann ist es mit der „Bismärckerei“ freilich für immer vorüber, dann werden sich auch, ehe wirs denken, Mächte finden, die dem verhaßten Deutschland den Weltmachtzettel rasch und gründlich austreiben. Wir haben keine deutsche Religion, unser junges Nationalempfinden ist noch nicht zu maßvoller Kraft erstarkt, die mannichfachen Gegensätze spalten unser Volk und nun thun die Regirenden das Ihre, um auch das letzte Credo noch auszurotten. Die Institutionen versagen, weil die Männer fehlen. Wir wollen England nachahmen und gehen Frankreichs Weg. Möglich, daß ein Sedan uns erspart wird. Aber die Selbsterlöschung hat begonnen.

## Selbstanzeigen.

**Die Goldschilbs.** Kulturgeschichtlicher Roman aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin, Verlag von Ernst Hofmann & Co.

Die Familie ist das Miniaturbild der Nation. Die geistige Entwicklung, die herrschenden Anschauungen, die äußeren Schicksale des größten Gemeinwesens finden ihr Widerspiel im Schoße des kleinsten. Ist dieser Satz auch auf alle Nationen anwendbar, so trifft er doch bei keiner in so hohem Grade zu wie bei Israel, diesem merkwürdigen Volk, dem das Zusammenfallen von Rasse und Religion festeres Gefüge verliehen hat, als es die denkbar günstigste territoriale Abgrenzung vermocht hätte. In diesem Sinn schreibt der Historiograph einer jüdischen Familie, hat er die Grenzen seines Stoffes nicht allzu eng gesteckt, die Geschichte der Juden. Seit der Diaspora gleicht das Loos der Israeliten einem Cyclus erschütternder Gemälde, der immer den selben dramatischen Vorgang darstellt. Unterdrückung, hartnäckiges Ringen um Duldung, Erreichen eines weitgehenden Einflusses, neuerliche Unterdrückung: dieser Kreislauf der Ereignisse bildet den Kernpunkt, um den sich die jüdische Geschichte ansetzt, wie der Querschnitt eines mächtigen Baumstammes aus einer Anzahl größerer und kleinerer, aber immer die selbe Form zeigender Ringe bestehend. Die Dauer der einzelnen Phasen, der Höhepunkt des Erreichten, die Waffen, mit denen es erkämpft wurde, sind äußerst verschieden und richten sich naturgemäß nach dem Kulturgrade der einzelnen Zeitepochen. Der Geist der Erscheinungen aber an und für sich, ihr Beweggrund und ihr Ziel sind immer und überall die selben. Mein Buch ist der Versuch, einen dieser Kreise belletristisch zu schildern. Ich möchte es daher eine mikroskopisch kleine Geschichte der Juden benennen. Natürlich war ich nach Kräften bestrebt, mich jener Objektivität zu befleißigen, die bei einem so ernsten Stoff der Leser auch vom Romanschriftsteller zu fordern berechtigt ist. Die „Goldschilbs“ sind kein Schlüsselroman. Ich hätte die Handlung eben so gut in ein anderes, dem kritischen Auge entrücktes Jahrhundert verlegen und zum Schauplatz irgend ein romantisches Land — etwa das sagenumspinnene Spanien oder das rosenbekränzte Reich der Osmanen — wählen können. Daß ich auf die lockende Schilderung einer farbenreichen Epoche verzichtete und mich für das blasser Kolorit der letzten Jahrzehnte entschied, geschah aus Rücksicht auf den Grundgedanken des Stoffes. Die Ähnlichkeit einzelner Gestalten mit Personen des eigenen Gesichtskreises dürfte dem Leser die oft trockenen Ausführungen reizvoller erscheinen lassen und seine Theilnahme an Vorgängen erwecken, die ihn sonst vielleicht gleichgiltig ließen. Die letzten Seiten des Buches sind dem Zionismus gewidmet. Ich war und bin mir sehr wohl bewußt, daß die „Goldschilbs“ dadurch manchen sonst wohlwollenden Freund verlieren, ja, daß ihnen dieser Umstand sogar manchen geharnischten und streitbaren Feind zuzieht. Aber ein kleinliches, opportunistisches Bedenken durfte mich auf meinem Wege nicht hemmen. Das wäre eine gar schlechte Schilderung des Judenthums, die des Zionismus nicht gedächte. Ein Poet vollends kann an der Knospe dieser morgenländischen Wunderblume nicht vorüberreiten, ohne sich an ihrem Duft zu berauschen. Ist doch gerade diese schwermüthige, unausrottbare Sehnsucht nach der heimatlichen

Scholle eins der poetischsten und edelsten Momente nicht nur der jüdischen, sondern der gesammten Weltgeschichte. Als ich die „Goldschilde“ schrieb, war mir von der Ausdehnung des modernen Zionismus nur wenig bekannt. Instinktiv aber ahnte ich sein Bestehen, nicht nur als eine aus dem Wesen der jüdischen Seele sich ergebende historische, sondern auch als eine zwingende poetische Nothwendigkeit. Später erst, als ich den Zionisten näher trat, erfuhr ich, daß ich nicht geirrt hatte. Diese Thatfache war für mich von weittragender Bedeutung. Gilt sie mir doch als Beweis dafür, daß ich verstanden habe, wenigstens einzelne Worte aus dem düsteren Bannfluch der Diaspora zu enträtseln.

Salzburg.

Fürst Friedrich Wrede.



**Offenbarungen des Wachholderbaumes.** Roman eines Auserw. Buchschmuck von Fidus. Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig. Zwei Bände zum Preise von je 4 Mark.

Das Werk schildert in Form eines Romanerlebnisses den Werdegang einer neuen Weltanschauung, in der ich die quälende Dissonanz zwischen modern-naturwissenschaftlicher und dichterischer Weltanschauung für mich überwunden zu haben glaube. Die Ideen werden angedeutet durch folgende Titel der neun Bücher, in die sich das Ganze gliedert: „Es war einmal“, „Die Waldseelen“, „Mäsele“, „Eisenreigen“, „Das ewig Eine“, „Erkenne Dich selbst“, „Der Thatenleib“, „Die Entdeckung“ und „Beklämung“. Das Ziel des Ideenganges wird im ersten Kapitel, um dessen Mittheilung an dieser Stelle ich bitte, prologartig gekennzeichnet.

#### Bermächtniß.

Hahnenschrei. Und auf einmal entläßt mich die selige Insel. Ich sinke in die Tiefe, von Lustgeistern schaukelnd getragen. Ein leichter Ruck, — und ich liege in meinem Bette, fühle den alten Schmerz, wie er den knöchernen Arm mir um die Hüften zwingt, bin wieder der hilflose Patient.

Die Augen schlag ich auf. Graues Dämmern flieht zum Fenster herein. Droben in violetter Ferne schwimmt meine Insel, flimmernd, wehmüthig lächelnd: der Morgenstern.

Hahnenschrei, auf und nieder das Dorf, gellend in der Nähe, dann verschollen. Wie Stammeln klingt es, wie Ähnen, das keine Sprache findet. „Geh, geh!“ mücht es wohl sagen, „'s ist Zeit! Abe, abe!“ Die Augen werden mir feucht. Eine Andacht durchschauert mich, feierliche Trauer; und doch so selig.

Ja, Zeit! Gehen muß ich, Abe sagen! Nicht oft mehr wird die Insel droben mich entlassen. Ich verstehe ihr Blinzeln und Winken. Nur auf Urlaub bin ich ja hienieden. Ordnen soll ich mein Bermächtniß. Und dann . . .

Dein Wille geschehe! Wohlan denn! Hier mein Bermächtniß: die Geschichte meiner Entdeckungreise zum Höchsten, meine divina comedia. Getreulich soll sie schildern, wie ich einst mich fortreiben ließ vom öden Strand, wie dann aus grauer Ferne ein sonnig Eiland tauchte. Ich hielt es anfangs für ein Lustgepenst. Doch wie ich näher kam, ward offenbar: Ja, diese Wipfel rauschen, diese Vögel singen, diese Blumen duften.

Vor mir liegen nun die Blätter, denen ich mein Schauen während der

Fahrt flüchtig anvertraute. Sie müssen bearbeitet werden, ergänzt und verbunden. Zu diesem Ziele laß mich Deine Feder lenken, treuer Oswald! Nach meinen Tagebuchnotizen möchte ich Dir diktiren, was ich in diesen letzten acht Monaten erlebte. Vielleicht, daß Du es nachlerdest in Deinem Geiste. Vielleicht, daß meiner Fahrt Triumphe Deinen Zweifelsinn doch bekehren. Solltest Du aber noch immer den klugen Kopf schütteln, auch dann will ich getrost sein. Weiß ich doch: auf unzähligen Pfaden pilgern zum Höchsten all die verschiedenen Heilsucher. Die Zeit ist eben noch nicht gekommen, wo wir zwei Gegentöne uns finden in der allumfassenden Harmonie.

Wir zwei Gegentöne? Das Wort klingt zu schroff, wenn ich bedenke, was wir einander waren und sind. Ein gemeinsamer Lebensreigen hat innig uns verknüpft, eine gleiche Reigenseele, eine Identität. Ich bin Du und Du bist ich —: Das soll nie vergessen sein. Wir waren einander stets so treu, wie wir selbständig blieben; das schönste Freundeslob! Dank Dir, prächtiger Oswald!

Und Du, mein süßes Marleneken! Lieblichster Gruß, mit dem die alte Welt mir Abschied winkt! Dein Kindersinn begreift noch nicht, was ich von Neuland hier berichte. Doch bist Du erst erwachsen, mag Dir aus dieser Geschichte mein Bild erstehen und mein Thatenleib. Mit reifem Herzen erwidre dann die Liebe Dessen, dem Du ein Engel der Sühne warst und ein Wecker seliger Hingabe. Sollte Dir gar ein starker Geist beschieden sein, dann findest Du in meinem Vermächtniß mehr als bloße Persönlichkeit. Dann gefellst Du Dich wohl zu Denen, die, müde der alten Welt, zu Ruder und Segel greifen, meinen Pfaden zu folgen.

Auch ihnen, den Müden, gilt mein Vermächtniß. Ich hinterlasse es allem Volke. Mag es Dieser, mag es Jener finden, mag der Eine gleichgiltig, der Andere mit Unverstand, der Dritte mit Spott und Gehässigkeit lesen, — was thut's? Aus Reigentänzen besteht alles Dasein; und so wird sich schon einstellen, wen die Wahlverwandtschaft zum Genossen meines Reigens bestimmt. Jeder Zufall ist ja heimliche Ordnung. Und wenn ich meine Papiere in eine Flasche thue und die Flasche ins Meer werfe, wird sie doch schließlich Einem vor die

„Züge Weibens,“ oder „wter trogoh“ Wortwort sein verj erwauegt.

Ein Gräbler ist es vielleicht, dessen Stirn sich verdüsterte, forschten Bücher nur von Knechten der Nothdurft berichteten und Illusionen. Nun dünkt ihn grau in grau die ganze Welt. Er spült eine Welle die Flasche auf den Sand, er liest mein Vermächtniß erblähen.

Oder ein verzweifelter Väter steht am Strande. Seine hat die kluge Zeit zerstört. Als Vogelschenke entpuppte sich Götze. Nach neuer Andacht schwachtet nun das leere Herz. Die Andacht, leeres Herz! Versuche, ob sie sich bewährt als Heil!

Das Eiland, von dem ich berichte, hielt nicht immer sich einmal erschien es mondbeglänzt einem Dichter, einem Maler. Do nächsterne Tag: „Es war ein Traum!“ Und die Leute mein Das sagten sie freilich nicht laut; denn es gehörte zum guten Ton wohlgefällig zu dulden. Schließlich dachte der Künstler kaum Leute; Selbstbetrug war ihm die selige Insel; von ihr zu schwä

weil die durch-  
von zerstörten  
auf einmal aber  
mächtlich: Fern-

n Kinderglauben  
der angebetete  
er hast Du neue

erstreckt. Man-  
sch da sprach der  
ten: „Unsinn.“  
schöne Träume  
anders als die  
amen, hatte nur

den Zweck, daß Bravo geklatscht werde, wenn das Aug in holdem Wahnsinn vollt. Und doch: eine dumpfe Unzufriedenheit bedrückte das Künstlerherz. Wie gern hätte es seiner Poesie geglaubt! Aber es fand keinen Glauben, weder in den Tempeln noch in den Hallen der Weltweisheit. Ohne Andacht keine Kunst. Nichts Höheres wußte sie über sich. Alles Geistesleben der Erde ein Rausch, der früher oder später verflackert und zersprüht in schwarze, sinnlose Vernichtung. Das allerhöchste, ewige Kunstwerk, als dessen Glied sich fühlen soll all unser Können, entfaltet seine Herrlichkeit Tag und Nacht, lieh leuchten, tanzen, klingen seine Harmonien; doch die Dichter und Musiker, die Maler und Meister der andachtlosen Kunst hatten verschlossene Sinne und so nahmen sie nichts vom Allerhöchsten in ihre Werke auf.

Da steht auch ein Pilatus und starrt aufs Meer hinaus mit trübem Lächeln. Was ist Wahrheit? Muß nicht die Wahrheit einig sein? Was aber thun all diese Weisen, von denen ein Jeder sich rühmt, die Wahrheit zu besitzen? Der Forscher zuckt verächtlich die Achsel über den Priester. Der bäumt sich dagegen wie eine Schlange und zischt: „Frevel Dein Wissen; es sei verflucht!“ Zum Gedächtnis neigt sich nun der Forscher lächelnd: „Hübsch, doch leider gelogen!“ Der Poet erwidert: „Und Deine Wissenschaft? Korrekt mag sie sein, doch ich finde sie geschmacklos!“ Was ist nun Wahrheit? Wo erblickt jenes einige Schauen, das zugleich Wissenschaft ist, Andacht und Schönheit? Wenn so Pilatus seufzt, soll eine Welle die Flasche auf den Sand spülen.

Da liegt sie nun und harret aller Bedürftigen.

Und eine zitternde Seele kommt noch herbei. Die muß auch bedürftig sein; denn sie zittert. Von einem Sarge kommt sie, der ihr Liebstes nahm. An eine Knochengestalt glaubt sie, an die vernichtende Spitze. „Aus wird es einmal sein mit Allem, was da lebt. Gemäht werden Leiber und Sterne wie Wiesenblümchen.“ Doch die Flasche antwortet der zitternden Seele: „Sieh Dir genauer an, wovor Du sagst! Die Knochengestalt: ei, Das ist ja ein Fährmann, die Spitze sein Ruder, der Sarg ein Kahn. Zum Uiland geht die Fahrt, das dort verheißend lächelt. Jung sollst du drüben werden, mein, verklärt. Tod ist Geburt. Davon zeugen diese Blätter. Zum Trost hat sie verfaßt, der Dir voran hinüberging, — Merlin, der glückliche Seefahrer.“

Friedrichshagen.

Bruno Wille.



## Uncle Sam.

Wenn die Winterstürme vorüber sind, wird es auf dem Kapitol in Washington ein großes Fest geben. Von der Rampe des östlichen Portikus herab wird in Gegenwart der in der Hauptstadt der Union beglaubigten Botschafter und Gesandten, der obersten Beamten des Staates und der Richter des höchsten Gerichtshofes, die in ihrer Amtstracht erscheinen, der alte, neue Präsident bei seinem abermaligen Einzug in das Weiße Haus noch einmal die Grundstücke entwickeln, denen er

seine Politik, die vorwiegend eine Wirtschaftspolitik ist, anzupassen gedenkt. Es wird sehr feierlich werden. Die Versprechungen der Wahlbotschaft, in der McKinley sich zur Annahme der Präsidentschaftskandidatur bereit erklärte, werden rasch vergessen sein, besonders rasch wohl die harten Worte, mit denen er seine getreuesten Wähler zu beschwichtigen versuchte, als sie den Vorwurf gegen ihn erhoben, daß unter seiner bisherigen Herrschaft das Krustwesen zu schlimmster Blüthe emporgewuchert sei.

Der Präsident der Vereinigten Staaten hat es meisterhaft verstanden, das Land, das er in wenig befriedigenden, unter einem beträchtlichen Defizit leidenden Verhältnissen übernahm, zu Ansehen und Wohlstand zu bringen. Es ist für die wirtschaftliche Lage der Vereinigten Staaten bezeichnend, daß in den letzten vier Jahren die Zahl der Inhaber von Sparkassensbüchern auf etwa sechs Millionen und die Summe ihrer Guthaben auf 2500 000 000 Dollars gestiegen ist und daß der Werth der amerikanischen Ausfuhr im Jahre 1900 für jeden Tag des Jahres eine Zunahme von etwa einer halben Million Dollars gegen das auch schon recht günstige Vorjahr aufweist. Der als engherzig verschriene Amerikaner kennt eine Engherzigkeit nicht, wenn es sich darum handelt, das eigene Land durch Benutzung des Auslandes zu fördern, sei es durch die Landwirtschaft, sei es durch Industrien. Der Amerikaner denkt nicht daran, die Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte als ein Vergehen gegen die nationale Wohlfahrt zu verurtheilen; er freut sich, zu hören, daß der Export von Brotgetreide aus den Vereinigten Staaten im letzten Jahr um fünfzig Millionen Dollars gestiegen ist, während die Erzeugnisse des Bergbaues nur eine Mehrausfuhr von zehn Millionen aufweisen. Das glänzendste Bild der kräftigen Entwicklung, die drüben erreicht worden ist, zeigt ein Bild auf die Handelsbilanz. Schon im Jahre 1898 verkauften die Vereinigten Staaten an das Ausland für etwa 620 Millionen Dollars mehr Produkte, als sie von anderen Ländern erhielten. In den beiden letzten Jahren hat sich ein ähnliches Verhältniß ergeben, so daß die Bilanz der drei hinter uns liegenden Jahre zu Gunsten der Vereinigten Staaten etwa 1 3/4 Milliarden Dollars aufweist. Das ist etwa fünfmal mehr, als die ganze vorangegangene Periode von hundert Jahren ergeben hatte. Ein recht stattliches Resultat.

Jeder Tag zeigt neue Anstrengungen der Vereinigten Staaten, sich zum Finanzherrscher der ganzen Welt aufzuwerfen. Nicht nur das Deutsche Reich hat in Amerika Geld geborgt: auch Rußland wird seine nächsten Anleihen sich vom Yankee gewähren lassen. Selbst das stolze England hat darauf verzichtet, der erste Weltmarkt der Welt zu sein, und bezieht sein Gold aus Washington. Wo irgend ein Finanzprojekt ansteht, erscheint Amerika auf dem Plan, um sich die Gelegenheit zu sichern, Gläubiger neuer Staaten und neuer Kapitalistengesellschaften zu werden. Die schweizer Eisenbahnen waren bisher ein fast nur deutsches Unternehmen, freilich mit nationaler Verwaltung. Als der schweizer Bundesrath auf den Gedanken verfiel, die Verkehrs-gesellschaften um ein Butterbrot in seinen Besitz zu bringen — eine willfährige Rechtsprechung suchte ihm diesen Gewaltstreich möglichst bequem zu machen —, da glaubte er, mit den deutschen Aktionären der Bahnen schnell fertig werden zu können. Bald stellte sich aber heraus, daß Amerika einen großen Theil der Bahnaktien in seinen Besitz gebracht habe. Die Zähigkeit der Yankees machte dem Bundesrath seine Arbeit nicht so leicht, wie er sie gehofft hatte; sie zwang ihn vielmehr, sich zu verhältnismäßig günstigen Bedingungen

für die Eisenbahnverstaatlichung zu verstehen. Wenn jetzt das deutsche Kapital, das die Schweiz durch vortreffliche Verkehrsrichtungen der Welt erschlossen hat, von den Eidgenossen gut behandelt wird, so verdankt es diesen Erfolg nicht etwa einem Super-Zeller, sondern dem energischen Uncle Sam.

Amerika darf nicht heutzutage werden wie jedes beliebige andere Land, das aus der jeweiligen Konjunktur seinen wechselnden Nutzen zieht und gleich wieder wehklagen muß, sobald einmal der Eisenverbrauch sich vermindert oder in Cement eine Ueberproduktion stattfindet. Amerika ist heute nicht der Knecht, der von den Baumen einiger Industriebarone abhängt: es diktiert der ganzen Welt seinen Willen und schafft sich selbst Konjunkturen. So lange die europäischen Völker nicht die schwächliche Abhängigkeit von dem in Amerika verkündeten Urtheil abschütteln können, wird ihr wirtschaftliches Leben stets den ärgsten Schwankungen ausgesetzt sein, — je nachdem es den Vereinigten Staaten gefällt, ihnen Freundschaft oder Feindschaft zu zeigen.

Die Frage der amerikanischen Konkurrenz, die unserer Industrie als das große Schreckgespenst erschien, vor dessen Nahen der halbe Erdball noch vor Kurzem ängstlich sich duckte, scheint von den deutschen Kaufleuten seit einigen Wochen ganz vergessen zu sein. Sie sind zum willenlosen Werkzeug der amerikanischen Märkte herabgesunken und begrüßen jede Nachricht, die ein Erstarken der wirtschaftlichen Kräfte Amerikas andeutet, mit Jubelruf, während sie das Haupt verhalten, wenn in den Vereinigten Staaten nicht Alles nach dem Wunsch der dortigen Großhändler sich abspielt. Ein Bischof Logis würde befehlen, entsetzt die Fortschritte der amerikanischen Eisenindustrie in anderen Ländern, die bisher als die Domäne des heimischen Handels betrachtet wurden, zu verfolgen. Statt so zu denken, schöpfen die kontinentalen Börsen in diesen bösen Zeiten alle Hoffnung auf ein Steigen der Kurse aus der Belebung des amerikanischen Geschäftes und fragen gar nicht, ob dieses Geschäft nicht am Ende das deutsche Wirtschaftleben mit den schwersten Gefahren bedroht.\*)

Das erfreulichste Moment in unseren Beziehungen zur Union ist die Sicherheit, mit der Mac Kinley die Währungsfrage anpackt. Er betrachtet es als seine wichtigste Aufgabe, die Vorbedingungen dafür zu schaffen, daß die Parität zwischen dem amerikanischen Gold- und Silbergeld aufrecht erhalten wird. So lange Das nicht geschehen ist, soll der relative Werth beider Metalle — und zwar der Werth des schon ausgeprägten und der des noch zu prägenden Silbers — durch jedes zur Verfügung stehende Mittel auf dem Punkte der Parität mit dem Gold erhalten werden. Der Kredit der Regierung, die Integrität der Währung und die Unanfechtbarkeit von Verbindlichkeiten bleiben — gemäß dem dringenden Verlangen der Bevölkerung — gewahrt. In allen Staatsausgaben wird, so weit sie nicht dem Gedanken des Panamerikanismus dienen, eine peinliche Sparsam-

\*) Dynkeus Wunne hier mit Recht daran erinnern, daß es nicht immer so war, daß Mac Kinley, der Hochschulgeldner, der sein Land so schnell zu solcher Blüthe gebracht hat, der kontinentalen Händlerwelt Jahre lang als der leibhaftige Welgebud galt, den man mit allen Mitteln bekämpfen müsse, und daß für seinen Sieg erst gebetet wurde, seit Bryan, der antikapitalistische und antikorrupsionistische Mann der kleinen Leute, gegen die heilige Goldwährung zu wettern begann.

keit beobachtet und jede Ausschreitung von der Art vermieden, wie sie in den europäischen Kulturstaaten leider üblich geworden ist. Die ausstehenden Verpflichtungen werden verringert, die Einnahmen so gesteigert, daß eine Staatsschuld nur noch auf dem Papier besteht. Noch vor fünf Jahren verkauften die Vereinigten Staaten Regierungsbonds, für die bis zu fünf Prozent Zinsen bezahlt werden mußten. Jetzt löst das Land die selben Bonds mit Papieren ein, für die nur zwei Prozent gewährt werden. Die Schulden sind in einem Umfange getilgt, daß Mac Kinley stolz erklären kann, sein Land sei in allen Geldangelegenheiten auf eine Basis vollständiger Unabhängigkeit gestellt. Das beste Mittel für die Regierung, ihren Kredit aufrecht zu erhalten, glaubt er gefunden zu haben, wenn er dafür sorgt, daß fällige Zahlungen sofort beglichen werden, und zwar nicht aus Anleihen, sondern dadurch, daß der Staat sich der Verschuldung durch vermehrte Einnahmen aus einer indirekten Besteuerung des Inlandes und des Auslandes erwehrt. Besonders verhaßt war dem Präsidenten bisher stets das Uebergewicht der deutschen Rhedereien in den Vereinigten Staaten. Jetzt werden alljährlich 165 Millionen Dollars als Transportsteuer für den Import und den Export an ausländische Schiffahrtsgesellschaften gezahlt. Durch den Ausbau einer eigenen Handelsmarine soll diese Summe in absehbarer Zeit zum großen Theil dem Inland wieder zugeführt werden.

Mac Kinleys Klugheit zeigt sich besonders darin, daß er sich auf die Kapitalmacht stützt. Er kann mit ihrer Hilfe mächtige Wählermassen in Bewegung setzen; merkwürdig ist, daß sich für ihn vielfach aber gerade auch die Leute regen, die in sozialen Rüthen seufzen. Fierlich hat er sich schon oft gegen alle Kapitalverbindungen ausgesprochen, die als Trusts oder unter anderer Bezeichnung die Verhältnisse des Handels regeln und beherrschen wollen. Er nannte einmal Kapitalvereinigungen, die die für den allgemeinen Gebrauch des Volkes nöthigen Waaren und Märkte zu monopolisiren und dadurch jede natürliche und regelmäßige Konkurrenz zu unterdrücken trachten, daß sie die Preise in die Höhe treiben, gefährliche Verschwörungen gegen das öffentliche Wohl. Das hindert den Präsidenten aber nicht, die Nothwendigkeit von Trusts zur Ausdehnung des rasch wachsenden amerikanischen Handels mit dem Auslande anzuerkennen und eine Gesetzgebung zu begünstigen, die der Kapitalkraft jede mögliche Bevorzugung gewährt. Erkannt, doch leider auch machtlos schaut Deutschland, wie das gesammte übrige Europa, der ausgeprochen handelsfreundlichen Politik der Vereinigten Staaten zu. Können wir wirklich hoffen, den Riesen, der jenseits des Ozeans seine Glieder reckt, zu zwingen? Am Ende ist es vernünftiger, wenn wir uns ihm verbünden.

Synkeus.



Ich erhielt den folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr Garten,

die Unterzeichneten, die natürlich begreifen, daß Sie für den Annoncentheil Ihrer Zeitschrift weder verantwortlich noch auch in der Lage sind, die Angaben jedes Inserates zu prüfen, bitten Sie höflich, der folgenden Warnung, die zugleich eine Nothwehr ist, eine Stätte zu gewähren. Vor einiger Zeit wurden unter den Annoncen

der ‚Zukunft‘, als Manuskript gedruckte Verordnungen‘ eines Dr. W. Gebhardt angezeigt, ‚Prospekt, Kritiken, Freiberichte über die Methode Liébeault-Lévy.‘ Das ‚Werk‘ wurde zum Preis von sechs Mark angeboten. Unter der Ueberschrift ‚Kerztliche Zeugnisse‘ werden ihm Citate aus Büchern der Unterzeichneten beigelegt, Citate, die Dr. W. Gebhardt, ohne Angabe der Quellen, mit den Namen der Verfasser (darunter Professor Bernheim, Dr. Wetterstrand, Dr. Burdhardt, Dr. Ringier, Professor August Forel) unterzeichnet. Dadurch soll der Glaube verbreitet werden, die Unterzeichneten hätten die vom Dr. Gebhardt sogenannte Heilmethode Liébeault-Lévy erprobt und empfohlen. Daß diese Täuschung gelungen ist, kann durch Anfragen bewiesen werden, die, unter Bezugnahme auf das angebliche Zeugniß, an Professor Forel gerichtet wurden. Wir erklären hiermit: So bekannt der Name des Herrn Dr. Liébeault, des ehrwürdigen Entdeckers der Suggestionmethode, ist, so unbekannt ist uns Herr Gebhardt und seine angebliche, nach Liébeault und Lévy betitelte Heilmethode. Herr Dr. P. E. Lévy in Paris war früher Assistent des unterzeichneten Professors Bernheim und hat eine Dissertation über Autosuggestion in der Behandlung klinischer Krankheiten geschrieben. Er verwahrt sich jedoch, wie Dr. Liébeault, gegen den Mißbrauch seines Namens in dem Prospekt des Dr. Gebhardt; er hat nie eine Heilmethode Liébeault-Lévy einzuführen versucht. Keinem von uns ist es jemals eingefallen, ein Zeugniß über diese angebliche Heilmethode zu geben, und wir verwahren uns nachdrücklich gegen diesen Mißbrauch unserer Namen. Wir halten uns dazu im Interesse des Heilung suchenden Publikums für verpflichtet. Erkundigungen, die wir bei sachkundigen Persönlichkeiten eingezogen haben, ergaben, daß die deutschen Gesetze ein strafrechtliches Vorgehen für solche Fälle nicht zulassen.

Professor Dr. P. Bernheim in Nancy. Dr. August Forel, vormalig Professor an der Universität Zürich. Otto W. Wetterstrand, praktischer Arzt in Stockholm. Dr. G. Ringier in Zürich. Dr. G. Burdhardt in Basel.

Les soussignés tiennent à déclarer qu'ils sont tout-à-fait étrangers à la publication d'une brochure signalée ci-dessus et portant le titre ‚Sur la méthode Liébeault-Lévy‘, et regrettent vivement la publicité faite à cette occasion autour de leurs noms.

Dr. A. Liébeault. Dr. E. Lévy.\*



## Tolstoi in Berlin.

Ob Lew Nikolajewitsch Tolstoi des Beifalls sich freuen würde, den sein Lehrgedicht von der Macht der Finsterniß seit ein paar Wochen im berliner Westen findet? Schade, daß er die klatschende Menge nicht sehen kann. Da sitzen sie in ihren feinsten Kleidern, thun, als sei jeder Satz aus ihrem Herzen gesprochen, der mit apostolischer Inbrunst Luxus und Völlerei, Zinnesgeschäfte und Bankwäschereien, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen verdammt, und geberden sich wie eine nach dem Heilandsgebot rechtgläubige Gemeinde. Wenn Nikita, nach seiner Beichte, dann die Bußfahrt antritt, gehen sie in die theuren Restaurants, reden von Eisenkonjunktur und Contremine und behandeln die verschlafenen Kellner schlecht, weil der Rothwein nicht die richtige Zimmertemperatur hat. Der Mann aus Jasnaja Poljana würde bei solchem Anblick entsetzt das Grestenhaupt schütteln. Sucht man in seinem Werk, das die Seelen vom Unrath reinigen soll, etwa Sensationen, wie im Theaterstück eines Rodebichters? Und auf das Entsetzen würde die Heiterkeit folgen. Diese erfahrene Menschheit kennt Den ja gar nicht, dem sie zujubelt. Sie hält den Unchristen für einen Naturalisten und meint, er wolle im dunkelsten Rußland das Licht europäischer Volksbildung leuchten lassen. Als ob er je an den Segen der Bildung geglaubt, als ob er nicht schon vor Jahren gesagt hätte, alle Uebel der Erde stammten von „der schurkischen Thorheit der sogenannten Vernunft“! Rein: dieser Leute Beifall könnte ihn nicht erfreuen. Sie sind höchstens gut dazu, Geld für die Duchoborzen aufzubringen. Und wenn recht viel Geld eingeht, mag sein Drama immerhin hundertmal vor den Gottlosen aufgeführt werden. Der Ertrag des Romans „Auferstehung“ hat einem Theil der Duchoborzen, die Tolstoi liebt, weil sie von äußerem Kirchenwesen nichts wissen wollen, kein Richteramt annehmen, nicht schwehren und nicht Kriegsdienste leisten, die Auswanderung nach Kanada ermdglicht. Sie hatten, gemeinsam mit den ihnen im Glauben verwandten britischen Quäkern, Bittschriften an den Zaren und an die Kaiserin-Wittve Maria Feodorowna gerichtet und schließlich die Erlaubniß erhalten, aus dem Kaukasusgebiet, in das der erste Nikolaus sie vor sechzig Jahren wies, mit Saak und Pack wegzuziehen. Aber auch die Zurückgebliebenen brauchen Geld; und es wäre häßlich, wenn ein europäischer Erfolg der „Macht der Finsterniß“ es ihnen einbrächte. Mit dem Verhalten der ausgewanderten Duchoborzen ist Tolstoi nicht zufrieden; der Landbesitz hat sie, so scheint ihm, verdorben. Jetzt haben die Unseligen gar gegen Zinsen Geld entliehen, um Vieh anzuschaffen, Häuser bauen und ihre kanadischen Ländereien melioriren zu können; sie haben sich an die Freuden des Privateigentums gewöhnt und werden über ein Kleines nicht von Tausendkapitalisten zu unterscheiden sein. Dieses Abweichen vom Wege der reinen Lehre hat ihnen einen Brief des Dichters der Finsterniß eingetragen, der also lautet:

„Liebe Brüder und Schwestern!

Wir Alle, die an Christum glauben und seiner Lehre nachleben wollen, müssen in Nöthen einander helfen. Und das wirksamste Mittel, einander Hilfe zu leisten, ist der Hinweis auf die Sünden, in die der Nächste, ohne es selbst zu merken, verfällt.

Wie ich selbst nur wünschen kann, auf mein menschliches Fehlen aufmerksam gemacht zu werden, so glaube ich, auch den Brüdern und Schwestern im Glauben warnenden Zuruf schuldig zu sein, wenn Sünde in verführerischer Gestalt sie bedroht. Ihr habt gelitten, Ihr seid verfolgt worden und Eurer Leiden ist noch kein Ende. Warum? Weil Ihr nicht im Reden nur, sondern im Thun der Heilandslehre treu geblieben seid. Ihr habt auf jede Gewaltthat gegen Euren Nächsten verzichtet, habt den Eid verweigert und Eure Waffen verbrannt, um nicht der Versuchung zu erliegen, sie je zu gebrauchen. Dessen haben alle ehrliehen Leute sich gestreut; sie haben Euer Thun und Lassen gelobt und werden sich bemühen, Eurem Beispiel zu folgen . . . Nun aber belehren mich Briefe der Freunde, daß Euer Leben in Kanada geeignet ist, die den wahren Glauben Bekennenden tief zu betrüben, den Feinden des echten Christenthums aber Freude zu bereiten. Seht Ihr, rufen die nun Triumphirenden: kaum sind Eure Duchoborgen in Kanada, in einem freien Lande, heimisch geworden, so leben sie auch schon wie andere schwache Menschen; sie häufen Reichthümer, so viel sie irgend vermögen, denken nicht daran, das Gewonnene mit den Brüdern zu theilen, und hüten, wie je ein Weizhals, ihren Schatz. Der Beweis für die Nichtigkeit unserer alten Behauptung wäre also geliefert: was sie vorher thaten, geschah auf Befehl der Führer, deren Gedanken von der Menge nicht einmal verstanden wurden.

Wohl weiß ich, wie schwer Ihr es in einem fremden Lande habt, unter fremden Menschen, die ohne Entgelt nichts gewähren. Ich weiß auch, wie schwer der Sinn sich der Vorstellung öffnet, der Nächste könne der Hilfe bedürfen, — der Nächste, der oft nur von dem Ertrag der Gesellschaftarbeit seinen Theil haben, aber nicht selbst Hand anlegen will. Das Alles weiß ich. Doch ich weiß auch, daß Ihr, wenn Ihr Christen bleiben und nicht dem Glauben entsagen wollt, für den Ihr so lange littet, nicht wie der gewöhnliche Menschenschlag leben, nicht Güter häufen dürft, die Ihr eines Tages gegen die Begehrlichkeit Anderer zu vertheidigen haben würdet. Glaubt Ihr denn, man könne ein Christ sein und doch für sich Eigenthum haben, das man den Anderen verschlekt? Diesen Irrthum müßt Ihr ablegen, soll von Eurem Christenthum mehr übrig bleiben als der Haß heuchlerischer, verlogener Worte. Christus hat gelehrt, Keiner könne zugleich Gott und dem Mammon dienen. Jeder muß sich entscheiden, ob er für sich selbst Schätze sammeln oder seinem Gott leben will. Bei flüchtigem Zusehen mag Mancher meinen, der Verzicht auf Gewalt und die Verweigerung des Kriegsdienstes habe mit dem Grundsatz des Privateigenthums nichts zu thun. Und Viele von Euch werden mir erwidern: Wir beten nicht zu fremden Göttern, schwören nicht, richten nicht, töden nicht; wenn wir mit unserer Hände Arbeit Eigenthum erwerben, so schenken wir nicht gegen Jesu Lehre, sondern befestigen uns in ihr; den Unseren schaffen wir Nahrung und sorgenloses Leben und den Aermsten können wir helfen, wenn sie dem Verschmachtten nah sind. Das ist grundsätzlisch, Ihr Lieben. Was Einer sein Eigenthum nennt, wird er nicht nur dem Anderen nicht überlassen, sondern es sogar mit aller Kraft gegen ihn vertheidigen. Und wer Etwas kraftvoll vertheidigen will, Der muß zum Streit, muß im äußersten Fall selbst zum Mord gerüstet sein. Ohne Gewalt, ohne Menschenmord läßt kein Eigenthum sich behaupten. Daß wir ohne Gewaltthat und Todschlag auskommen, danken wir nur Denen, deren Beruf es ist, unser Eigenthum zu bewachen und zu sichern. Jeder Eigenthümer braucht Soldaten und Polizisten; wollt Ihr Eigenthümer sein, dann war Eure Weigerung werthlos, als Soldaten und Polizisten bedientet zu sein; dann hättet Ihr

besser gethan, solche Dienste zu leisten, statt nur nach dem Genuß der erworbenen Güter zu trachten. . . Die Christenlehre ist eine untheilbare Einheit; man kann sie nicht in Stücke zer schlagen, von ihrer Forderung nichts abhandeln. Wer sich ein Kind Gottes nennt, muß wissen, daß er verpflichtet ist, den Nächsten als sich selber zu lieben, und die Liebe zum Nächsten verträgt sich nicht mit dem Eid, der Gewaltanwendung, dem Waffendienst und dem Privateigenthum.

Ja, wenn die Menschen aber nicht arbeiteten, nicht das Feld bestellten, nicht die Saat ausstrenten, dann müßten sie eben verhungern, sagen Solche, die das Evangelium nicht verstehen oder nicht verstehen wollen. In Christi Reich soll man nicht mit Worten spielen. Er hat den Menschen nicht die Arbeit verboten. Er will nicht den Müßiggang, sondern stete Arbeit, doch Arbeit, deren Ertrag auch dem Nächsten Nutzen bringen soll. Der Mensch soll so viel arbeiten, wie er vermag; aber er soll die Frucht der Arbeit nicht für sich behalten noch als sein betrachten. Sie gehört Allen; und des Christen Aufgabe ist, seine Bedürfnisse so viel wie möglich einzuschränken, während er seine Arbeitsleistung nach Kräften steigert. Wer dieser Aufgabe gerecht wird, kann sicher sein, immer und überall sein Auskommen zu finden.

Die Christenlehre läßt sich nicht theilen; man kann nicht ein Stück von ihr behalten, ein anderes verwerfen wollen. Soll es ein Eigenthum des Einzelnen geben, dann ist die bewaffnete Macht, ist Gewalt nicht zu entbehren. Die Gerichte und die Heere sind ja zur Vertheidigung des Eigenthums bestimmt und müssen, mit allen ihnen ähnlichen Institutionen, erhalten bleiben, so lange man auf die Institution des Eigenthums nicht verzichten will. Für Euch aber, liebe Brüder und Schwestern, die Ihr um Eures Glaubens willen gelitten, um Eures Glaubens willen die Fahrt in das fremde Land unternommen habt, ist es in jeder Beziehung besser, der alten Sitte treu zu bleiben, als nach dem Muster gewöhnlicher Menschen zu leben, besser, gemeinsam für die Gesammtheit der im Glauben und Willen Einigen zu arbeiten, als für sich zu sein und für sich nur und höchstens noch für die Familie Schätze zu sammeln. Denn erstens werdet Ihr dann nicht an die Zukunft denken und Eure Kräfte nicht an den thörichten Wahn verschwenden, dessen Stichwort lautet: Ich muß meine und meiner Familie Zukunft sichern! Zweitens werdet Ihr die Kraft sparen, die jede Vertheidigung eines Besitzes gegen Andere kostet. Drittens werdet Ihr bei gemeinsamer Arbeit mehr leisten und größere Gewinne haben, als ihn der Einzelne, der nur für sich sorgt, zu erreichen vermag. Viertens wird in einer kommunistischen Gesellschaft das Leben für Jeden billiger sein als in der Vereinzlung der Privatwirtschaft. Fünftens wird Euer christlicher Wandel, statt Euch Reid und Hoß zuzuziehen, ringsum die Herzen mit Achtung und Liebe für Euch erfüllen und vielleicht andere Völker zu Eurem Glauben bekehren. Und durch solches Handeln würdet Ihr endlich Euer Lebenswerk krönen, das die Gottlosen beschämt, die Seelen der echten Christen aber zu froher Hoffnung ermunthigt hat, und der Willensweisung des Herrn folgen, der Euch die Erde zur Wohnstatt gab.

Gewiß ist es nicht leicht, jedem Besitz zu entsagen, dem Bittenden hinzugeben, was man für sich und für die Seinen aufbewahrt hatte, dem einmal erwählten Führer zu folgen, auch wenn man seine Befehle für falsch hält, zu büßen, was Andere verschuldet haben, auf jeden Luxusgenuß zu verzichten und sich des Fleisches, des Rauchens und Trinkens zu enthalten. Das scheint anfangs fürchterlich schwer. Nur, liebe Brüder und Schwestern, bedenkt: heute noch leben wir und morgen stehen wir

schon vor Dem, dessen Befehl uns Gesetz sein sollte. Ist da der Mühe werth, Güter für sich zu erwerben und nach Belieben damit zu schalten? Bieten ein paar Pfund Mehl, ein paar Goldstücke oder ein paar Ochsen, bietet ein warmer Pelz Euch etwa Ersatz für die Unruhe, die Euch ergreifen muß, wenn Ihr bedenkt, daß Ihr Denen, die nicht arbeiten, geizig den Ertrag Eurer Arbeit vorenthalten habt? . . . Christus fordert so wenig von uns; nach seinem Gebot sollen wir nur den Nächsten nicht anders behandeln, als wir selbst behandelt sein wollen. Das aber sollen wir nicht für ihn thun, sondern für uns und unser Heil; denn nur solches Handeln kann hienieden den Menschen glücklich machen. Ich bin ein Greis und stehe am Ende meiner Tage; ich sehe, daß heute Alles ohne Gott lebt, sehe aber auch, daß noch Keinem das Abweichen vom Wege zum wahren Ziel des Lebens nützlich ward. Das werdet Ihr einst mit der selben Klarheit erkennen . . . Ich wage nicht, Euch zu rathen, wie Ihr Euer Leben einrichten sollt. Bei Euch — und besonders bei Euren Aeltesten — wohnt Erfahrung und Weisheit. Was ich rathen kann, ist nur: widerstrebet nicht dem Willen Gottes! Und dieser Wille spricht aus dem Gebot, den Nächsten zu lieben. So Einer aber für sich Güter erwirbt und sie gegen Anderer Begier vertheidigt: Dieser handelt Gottes Gebot und Willen zuwider. Verzeiht mir!

Euer liebender Bruder

Ben Tolstoi."

\* \* \*

Wenn dieser Brief den Stammgästen des Deutsch.-Theaters vorgelesen würde, dann würden sie, neben denen sogar die ausgewanderten Dschodorzen immerhin noch wie Kanadier aussehen, an der Modernität ihres neuesten Helden vielleicht zu zweifeln beginnen. Am Ende würden sie ihn für einen frommen Sozialdemokraten halten. Das giebt es jetzt ja; Religion ist Privatsache und Strenggläubige können Genossen sein. Aber auch ins rothe Sozialistenheer will der Eigensinnige sich nicht einreihen lassen. In einem kleinen Buch, dem er den Titel „Moderne Sklaven“ gab und das Herr Gumikow für den leipziger Verlag von Eugen Diederichs übersetzt hat, sucht er den Rottenführern ihre Unklugheit klar zu machen. Da stehen die — hier frei aus dem Französischen übertragenen — Sätze: „Die deutschen Sozialisten haben gesagt, ein ehernes Lohngesetz sichere dem Kapitalisten für immer die Gewalt über den Arbeiter; ehern nannten sie dieses Gesetz, um anzudeuten, daß es unabänderlich sei. Aber die Ursachen der modernen Sklaverei sind durchaus nicht unabänderlich. Sie sind selbst wieder Wirkungen menschlicher Gesetze, die das Besitzrecht an beweglichen und unbeweglichen Gütern und die Steuerpflicht geregelt haben. Von Menschen gegebene Gesetze können Menschen auch wieder abschaffen. Menschen haben bestimmt, daß der Boden Privatbesitz eines Einzelnen sein, von ihm verkauft und vererbt werden kann, daß Niemand dem Staat die Steuern verweigern darf, daß jedes Eigenthum, wie es auch entstanden sei, heilig ist. Die Folge solcher Gesetze konnte nur die Sklaverei sein. An diese Gesetze haben wir uns so gewöhnt, daß wir sie ganz natürlich finden. Aber natürlich schien einst auch die alte Sklaverei und später die Leibeigenschaft. Und wie dann gegen die Nothwendigkeit und Gerechtigkeit dieser Institutionen sich der Zweifel regte, als ihre schädliche Wirkung offenbar wurde, so sollte auch jetzt ein Blick auf die wirtschaftliche Wirrnis in

uns den Zweifel wecken, ob die Gesetze, die diese Wirrnis geschaffen haben, nöthig und nützlich sind. Damals wurde gefragt: Ist es gerecht, daß ein Mensch mit Haut und Haar einem Anderen gehört, daß er nichts sein Eigen nennen darf und den Ertrag mühsäligler Arbeit seinem Herrn abliefern muß? Jetzt sollten wir fragen: Ist es gerecht, daß der Mensch den Boden und die beweglichen Güter, die einem Anderen gehören, nicht benutzen darf und daß er den Theil seiner Arbeit, den man ihm abverlangt, als Steuer den Anderen hingeben muß?

Steuern, heißt es, müsse Jeder zahlen, denn sie seien mit Zustimmung Aller auferlegt und würden im öffentlichen Interesse Allen zum Nutzen verbraucht. Das ist nicht wahr. Die Geschichte lehrt uns, daß keine Steuer unter allgemeiner Zustimmung eingeführt wurde; jede war vielmehr ein *Libit*, den die — durch Waffengewalt oder andere Mittel — zur Macht Gelangten den Unterjochten abzwangen und den sie in ihrem, nicht im öffentlichen Interesse verbrauchten. So war es stets; und so ist es heute. Wohl wird ein Theil des Tributes, den man Steuer nennt, jetzt zu öffentlichen Zwecken verwendet; aber diese Zwecke sind nicht solche, die der Mehrheit der Menschen erstrebenswerth scheinen. Ein Beispiel: unserem russischen Volk wird ein Drittel seines erarbeiteten Einkommens abverlangt; nur der fünfzigste Theil seines Einkommens aber wird zur Erziehung des Volkes verwendet, — und obendrein noch zu einer verdummenden Erziehung, die mehr schadet als nützt. Wo bleibt das Uebrige? Es wird für die Armee, für strategisch wichtige Bahnbauten, für Festungen, Gefängnisse, für das Heer der geistlichen und weltlichen, civilen und militärischen Beamten und für den Hof ausgegeben. Und so ist es nicht etwa nur in Persien, in Indien und der Türkei, sondern in allen christlichen Staaten, in Monarchien mit moderner Verfassung und in Republiken. Ueberall wird dem Volk so viel weggenommen, wie man irgend kriegen kann, und nach der Zustimmung der Besteuernten wird nicht erst lange gefragt; heutzutage weiß ja Jeder, wie Parlamente entstehen und wie selten durch ihren Mund der Volkswille spricht. Und die herrschenden Klassen verfügen frei über das so zusammengebrachte Geld; wenns ihnen paßt, gebrauchen sie es, um die Philippinen zu erobern oder den Suren ihr Gold zu rauben.

\* \* \*

... Die Leute, die den Arbeitern zu besseren Lebensbedingungen verhelfen wollen, richten, ohne daß sie selbst es merken, ihre Anstrengungen gegen die drei Gesetze, die den Bodenbesitz, das Eigenthumsrecht und die Steuerpflicht regeln. Eine Gruppe will die Steuern von den Armen auf die Reichen wälzen, eine zweite den Boden dem Privatbesitz entziehen, eine dritte, die der Sozialisten, die Einkommen und Erbschaften hoch besteuern, die Macht der Kapitalisten durch gesetzliche Vorschriften beschränken und die zur Produktion nöthigen Werkzeuge zum Eigenthum der Gesellschaft machen. Auf den ersten Blick könnte man glauben, solche Maßregeln müßten die moderne Sklaverei aus der Welt schaffen. Bald aber sieht man, daß auf diesem Wege die alte nur wieder durch eine neue Form der Sklaverei ersetzt werden könnte. Werden die Armen von der Steuer befreit, dann muß sie von den Besitzenden aufgebracht werden; das Besitzrecht an beweglichen und unbeweglichen Gütern bleibt also bestehen und mit ihm das Herrrecht der Großgrundbesitzer und Großkapitalisten über die versklavte Arbeiterschaft. Die Rationalisirung des

Bodens, wie Henry George und seine Anhänger sie empfehlen, würde zu einer neuen Art der Besteuerung führen; und so lange es auch nur eine einzige Steuer giebt, wird der durch eine schlechte Ernte oder anderes Unglück Geschädigte Schulden machen und so wieder zum Sklaven eines Reichereren werden müssen. Die Sozialisten aber, die den Boden und die Produktionsmittel vergesellschafteten wollen, können auch nicht ohne Steuern auskommen und müssen noch dazu den allgemeinen Arbeitszwang durchführen. Das ist die Sklaverei in ihrer älteren Form. All diese Mittel ändern nichts an der Sache. Der Gefangene bleibt gefangen, einerlei, ob ihm die Kette um den Hals, die Arme, die Beine gelegt ist oder ob er ungefesselt hinter Schloß und Riegel sitzt.

. . . Nicht die Abschaffung dieses oder jenes Gesetzes kann die Sklaverei beseitigen; sie bleibt möglich, so lange es überhaupt Gesetze giebt, so lange Menschen die Macht haben, ihrem Vortheil durch Gesetze zu dienen, denen andere Menschen gehorchen müssen. . . Und diese Macht kann erst gebrochen werden, wenn die organisierte Gewalt vernichtet ist, auf der sie beruht. Aber die Trägerin dieser Gewalt ist ja die Regierung; und ohne Regierung giebt es keine Civilisation, keinen Fortschritt, gäbe es nur wütheste Anarchie und wildeste Barbarei. Ordnung muß sein, sagen Alle, sagen gewöhnlich Die sogar, denen die geltende Ordnung nicht den geringsten Nutzen bringt; sie sind so sehr gewöhnt, die willenlosen Opfer der Gewaltthaten Stärkerer zu sein, daß auch sie rufen, jeder Versuch, die Staatsordnung umzustürzen, müsse zu Massenaufständen, zu Massenmorden und zur schrankenlosen Tyrannei der Schlechten über die Guten führen. Als ob heute die Guten herrschten! Als ob die Voraussetzungen der Erschütterungen, die ein Umsturz der Staatsordnung bewirken würde, Etwas für die Vortrefflichkeit dieser Ordnung bewiese!"



Das sind ein paar Proben aus Tolstois Glaubensbekenntniß; andere Sätze, in denen er über die Politik der Großmächte und über die monarchische Gewalt spricht, müssen deutschen Lesern verschwiegen werden. Und diesen Tolstoi, der sich nicht geändert hat, seit er das Drama von der Macht der Finsterniß schuf, der die Obrigkeit so innig haßt, den Patriotismus als eine nicht einmal heroische Schwachheit so hochmüthig verachtet, in jeder Häufung irdischer Schätze eine Todsünde sieht, hält der berliner Westen jetzt für einen mild liberalen, halten die Gebildeteren für einen frommen Sozialisten und sein alter Käm, der Kloakenräumer, ist im Schauspielhaus der Plutokratie der gefeierte Held. Figaros Erfolg in Trianon muthet uns, wenn wir ihn diesem Schauspiel vergleichen, wie ein verschollenes Märchen an. Am Ende erleben wir noch, daß Geheime Kommerzientätinnen eine Matinee veranstalten, deren Ertrag für die Duchoborzen, natürlich nur für die im alten Moskolenkenglauben festen, bestimmt ist. Hoffentlich wird auf den Theaterzetteln dann nicht die Weisung vergessen: Der Eintritt ist nur in Gesellschafts toilette gestattet.

